

# Fünf Briefe des jungen Jost Winteler an Landamman Dr. J. Heer

Autor(en): **Fehr, Karl / Vischer, Eduard / Winteler, Jost**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **61 (1966)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584587>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Fünf Briefe des jungen Jost Winteler an Landammann Dr. J. Heer

*Mit einer Einführung von Karl Fehr herausgegeben von Eduard Vischer*

## Der Landammann als Briefpartner eines Schülers

*Zu den Briefen Jost Wintelers an Landammann Dr. Joachim Heer*

Im Herbst 1861 trat Jost Winteler, Sohn des Lehrers von Filzbach, dessen Familie drüben im Obertoggenburgischen den Hof Fosen bewirtschaftete, in das Seminar von Schiers ein, dem damals, wenigstens nach dem Grundplan, ein Progymnasium angegliedert war. Der Vater hatte zwischen Bauern- und Lehrerberuf geschwankt. Zuerst einmal hatte er seinen Schulmeisterberuf aufgegeben, nachdem er in Netstal und hernach in Filzbach gewirkt hatte. Dann hatte er sich von der Gemeinde Filzbach dazu bewegen lassen, die Stelle wieder zu übernehmen, nachdem sein Nachfolger versagt hatte. Jost, sein jüngerer Sohn, hatte seiner schwächlichen Konstitution wegen erst vom 10. Lebensjahr an die Schule besucht. Bis dahin hatte ihn der Vater privat nachgenommen. Dann war er «halb als sein Schüler, halb als sein Gehilfe» 1860 mit ihm nach Filzbach zurückgekehrt. Später trat er in die neu gegründete Realschule Neßlau-Krummenau über. Aber die gute Begabung des Jungen veranlaßte den Vater, über ihn anders zu entscheiden. Ein Jahr später trat er, wie angedeutet, in Schiers ein. Er sollte nach dem Wunsch des Vaters Pfarrer werden. Das war, wie der Junge richtig erkannte, für die bescheidenen Verhältnisse eines Landjungen die einzige Möglichkeit zu einem akademischen Studium, weil für künftige Theologen Stipendienfonds zur Verfügung standen. Die Schulverhältnisse waren von denen unserer Zeit insofern nicht sehr verschieden, als die vielen neugegründeten Schulen, zu denen auch Schiers und — was in unserem Zusammenhang wichtig wird — auch die Kantonsschule Frauenfeld gehörte, an einem entschiedenen Mangel an qualifizierten Lehrkräften litten. Jedenfalls klagt Jost Winteler bald darauf über einen zu raschen Lehrerwechsel, ja über Ausfall von Stunden wegen Lehrermangels, was namentlich die progymnasiale Abteilung traf. Der Junge scheint sich in Schiers nicht wohl gefühlt zu haben und klagt — als Lehrersohn — über die Unzulänglichkeit der Schule und erwirkte schon im Frühjahr 1862 den Austritt. Er zog sich

wiederum nach Filzbach zurück und wollte sich, vom Dorfpfarrer etwas betreut, im Selbststudium weiterbilden. Bald mußte er einsehen, daß er so nicht weiter käme und wandte sich, von seinen Ratgebern darauf aufmerksam gemacht, im Februar 1864 an die damals erst zehn Jahre alte Kantonsschule in Frauenfeld. Man entschied sich für Frauenfeld nicht zuletzt, weil es hieß, das Leben in dem kleinen Kantonshauptort sei verhältnismäßig billig. Dort wurde er in die vierte Klasse aufgenommen.

Anfänglich scheint es ihm bedeutend besser gefallen zu haben als in Schiers; auch war er inzwischen zielbewußter geworden, zumal man ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er nach 2—2½ Jahren die Maturität werde bestehen können. Es scheint aber, daß noch während seiner Schulzeit die Ausbildungsdauer um ein Jahr verlängert und eine Art Obersekunda-Klasse nach deutschem Muster eingeführt wurde. Gewisse Annäherungen an deutsche Schulformen waren damals, als an der Spitze der aus Franken stammende Dr. Friedrich Mann stand, leicht verständlich. Die nachträgliche Verlängerung seiner Studienzeit und die wachsende Einsicht, daß auch diese Schule ihm nicht zu bieten vermöchte, was er suchte, verbanden sich mit einer allgemeinen geistig-seelischen Gärung und ließen in ihm den Entschluß reifen, auch Frauenfeld vorzeitig Valet zu sagen. Der mehr träumerisch und ein wenig poetisch veranlagte, wohl eher etwas kontaktarme aber intelligente Junge scheint vor allem den auf dürren Verstand und Gedächtnisdrill ausgerichteten Unterricht verabscheut zu haben, in welchem das wichtigste Stimulierungsmittel ein bis zum Exzeß hochgezuchteter Ehrgeiz war. Überkritisch und empfindlich, wie er war, entwirft er in seinen Briefen ein vernichtendes Bild von seinen Lehrern, vor allem aber vom oben genannten Leiter der Schule, dem er eine Erziehung und Bildung auf den bloßen Schein hin vorwirft. Das Urteil, das der Schüler über seinen Rektor und Physiklehrer ausspricht, wirkt in seiner kecken Unvoreingenommenheit geradezu vernichtend. «Herr Mann scheint einer jener Scheinfreunde der Freiheit und des Fortschrittes zu sein, ein phrasenreicher Lobredner der hohlen, seifenblasenähnlichen Ideale der Zeit, ohne Tiefe, ohne Kern, voll Ehrgeiz und Herrschsucht. In seinem Amte zeigt er sich als willkürlicher Despot. Doch so, daß er eine Art diplomatischer Schlaueit damit verbindet, durch Ziererei und Schein die Augen derer zu blenden, auf die es ihm ankommt. Er weiß selbst und durch die von ihm abhängigen Kollegen an Examen und bei ähnlichen Anlässen zu imponieren, sich und der Schule einen Namen zu machen; aber zu diesem Zwecke werden Monate

vorher die Schüler förmlich und auf Kosten ihrer Gesundheit dressiert. Er weiß ferner den Schein der besten Ordnung zu erhalten dadurch, daß er alle seine Schüler durch Furcht und Schrecken sich unterwirft, also, daß Leute von 20 Jahren zittern, wenn er sie zu sich kommen läßt, oder wenn er in seinen Repetitionsstunden sie ausfragt; ferner dadurch, daß er hauptsächlich diejenigen Exzesse ahndet, die zur Öffentlichkeit gelangen und so ein schiefes Licht auf seine Schule und sein Regiment werfen könnten.» Wintelers Bild Friedrich Manns steht allerdings dem außerordentlich günstigen Urteil, das Ernst Leisi über ihn fällt, diametral entgegen. Immerhin schließen Manns Qualitäten, wie sie Leisi ins Licht stellt, gewisse pädagogische Rücksichtslosigkeiten nicht aus (Vgl. Ernst Leisi, Hundert Jahre Thurgauische Kantonsschule, 36—43). Es dürfte unschwer nachzuweisen sein, daß Wintelers spätere Abneigung gegen die Deutschen (vgl. Arnold Büchli «Erinnerungen aus der Schulzeit» in Aarauer Neujahrsblätter 1946, S. 24) in dieser Schüler-Lehrer-Begegnung ihre Ursprünge hat.

Der Hauptgrund aber, weshalb ich die Stelle über Rektor Mann im Wortlaut zitiert habe, ist ein anderer: Sie zeigt mit aller wünschbaren Deutlichkeit eine weit über den Durchschnitt hinausreichende Gabe treffsicherer Darstellung. Man könnte vermuten, daß die Thukydides-Lektüre hier ihre schöpferischen Früchte zeige. Die Briefe erweisen sich so als die frühen Spuren jener Darstellungskraft, die nach vielfältigen Zeugnissen Wintelers späteren Unterrichtsvortrag kennzeichnete und die seinen wissenschaftlichen Stil und seine poetischen Bemühungen bestimmten.

Unser erster Brief, datiert mit 31. August 1866, nimmt die Situation des Schülers Jost Winteler an der Thurgauischen Kantonsschule zum Ausgangspunkt. Wie vier Jahre zuvor in Schiers, so hatte er auch in Frauenfeld sein Vertrauen auf Schule und Lehrer verloren. Es handelte sich dabei wohlverstanden nicht um eine Leistungskrise und um ein Versagen der Schulintelligenz Wintelers. Vielmehr ist ihm die Atmosphäre in der Schule frostig und der Unterricht dürr und fruchtlos geworden. Der Schüler, der zeitlebens aufs stärkste den Bewegungen des Gemüts ausgesetzt war, vermißte die Wärme menschlicher Beziehungen und litt unter dem Vielerlei eines in zahlreiche Fächer aufgedröselten Unterrichts, in dem den Naturwissenschaften ein überproportioniertes Gewicht beigemessen wurde. Aber der Junge litt nicht nur an der kalten, gemütsarmen Atmosphäre, die ihn selbst die thurgauische Landschaft als

«gleichförmiges Land . . . während des größeren Teils des Jahres öde und unerquicklich» erleben läßt; eine Krise tieferer Natur beunruhigt ihn, eine Krise, die im Zeitalter des ausgesprochenen Materialismus und des Siegeszuges der Naturwissenschaften in diesem wachen und kritischen Geiste aufkommen mußte: der Zweifel an seiner Berufung zum Theologen.

Damit sind wir auch zum entscheidenden Anlaß, der diese Briefe ausgelöst hat, vorgestoßen. Jost Winteler war, wie bereits angedeutet, als Stipendiat kirchlicher Studienfonds nach Frauenfeld gezogen. Zwar betont er mehrmals, daß er vom Theologiestudium auch jetzt noch nicht abgekommen sei; wohl aber bedrückte ihn die Verpflichtung, die er seinen Gönnern gegenüber eingegangen war. Er fühlte sich gebunden, der Freiheit zu einer allfälligen Entscheidung für ein anderes Studium beraubt und suchte daher nach einem neutraleren Helfer.

Daher wandte er sich — nicht eben bescheiden — an den höchsten Magistraten seines Heimatkantons, an Landammann Dr. Joachim Heer, den späteren Gesandten der Schweiz in Deutschland und schweizerischen Bundesrat. Das Vertrauen, das er seinem Standesherrn entgegenbringt, ist für einen zurückhaltenden, eher scheuen und wenig umgänglichen Menschen erstaunlich; es ist geradezu unbegrenzt und appelliert an die Gefühle eines Landesvaters. Schade, daß die Antwortbriefe nicht erhalten sind. Wintelers Episteln lassen aber ihren Sinngehalt durchschimmern. Wenn dieser schon elf Tage später den zweiten Brief damit einleitet, daß er sagt «Ich zweifle nicht, daß ich an Ihnen den väterlichen Freund gefunden habe, den ich suchte und dessen ich so sehr bedarf», so zeigt sich, daß Landammann Heer tatsächlich sofort bereit war, die Aufgabe, die ihm der junge Mensch zugemutet, auf sich zu nehmen, und zwar nicht einfach als Magistratsperson, die eingehende Gesuche gewissenhaft zu behandeln pflegte, sondern als ein Mensch, der von einem Menschen angerufen wurde. Denn offenbar entdeckte Heer bei der eingehenden Lektüre der langen Epistel sogleich den eigentlich kritischen Punkt, die weltanschaulichen Skrupel. Daher erkundigte er sich eingehend nach Wintelers religiösen Überzeugungen. Die Antwort entspricht nun ganz dem Wesen und Temperament dieses Denkers und Träumers: «Die seelenlosen, nicht der Wahrheit zulieb, sondern, wie mir scheint, zumeist aus Parteisucht und Ehrgeiz geführten theologischen und philosophischen Streitigkeiten, das hochmütige, flache, verstandesmäßige Grübeln an Dingen, die ewig kein Verstand erfaßt, weil sie nicht

im Bereich des Verstandes sind, kann ich durchaus nicht leiden. Alles, was diese Art anstreift, verwundet mein Innerstes aufs Schwerste und Nachhaltigste.» (Brief v. 11. 9. 1866.) Die weiteren Gedankengänge verrieten vor allem eines: Der junge Mann vom Kerenzerberg hatte nicht nur scharfe kritische Urteile seinen Lehrern gegenüber bereit, er hatte es auch gelernt, sich selbst und seine Schwächen und Fähigkeiten genauestens zu prüfen und gegeneinander abzuwägen. Daß sich die Kritik lust nicht nur an der Umwelt ausläßt, sondern auch das eigene Wesen nicht verschont, das macht diese Jünglingsbriefe erst lesenswert und verleiht Winteler kritischen Urteilen der Umwelt und der Zeit gegenüber die Legitimation.

Landammann Heer versuchte offenbar das, was zunächst als das Wichtigste erschien, nämlich den jungen Mann bei der Stange zu halten. Wahrscheinlich vermutete er, wohl nicht ganz zu Unrecht, daß in dem jungen Glarner, was ihm selbst, einem bereits erfahrenen Weltmann, nicht unbekannt sein konnte, das Heimweh seine Wirkung tue und suchte ihn auf die Ferien zu vertrösten. Aber Winteler widerlegte die Vermutung mit dem Hinweis, daß ihn auch die Ferientage nicht mehr aus der Wirrnis und der seelischen Ermattung, die ihm die Frauenfelder Schule gebracht hatte, zu befreien vermöchte. Kurz, der Landammann hatte einen eigensinnigen, ab und zu wohl auch selbstgefälligen und auf jeden Fall entschlossenen Briefpartner vor sich: «Auf die Ferien, wie Sie vermutheten, kann ich mich nicht mehr vertrösten . . . Frauenfeld, so lang ich ihm angehöre, folgt mir auch in die Ferien; genugsam erholen kann ich mich während derselben nicht mehr, wie ich es aus Erfahrung weiß. Und dazu erwarten mich zuhause wieder Sorgen . . .» Josts älterer Bruder hatte sich durch Zukauf weiteren Bodens in jenen Jahren, die der schweizerischen Landwirtschaft so wenig günstig waren, überschuldet. Der Jüngere mußte erkennen, daß das Gut von der kinderreichen Familie, die darauf lebte, nicht mehr lange über Wasser gehalten würde. So ging der Heimwehkranke, wenn er es wirklich war, auch des Refugiums verlustig. Diese doppelte Krise: die Schulkrise in Frauenfeld und die Einsicht in die ausweglose Lage zuhause, weckten eine Stimmung, die offenbar einer eigentlichen Lebenskrise zusteuerte. Freilich ist die Tonart, die er seinem Landesvater gegenüber anschlügt — wir deuteten es schon an — von Selbstgefälligkeit und übertriebener Egozentrik belastet, ja, da und dort schlägt er Töne an, die einer seelischen Erpressung nahekommen: «Meine Verhältnisse, die Art dessen, was mir gegenübergestanden, mein Herz, —

niemand kennt sie, niemand versteht sie, niemand wird sie verstehen wollen. Und lieber als solchen Vorwürfen, solcher Verachtung, will ich hier erliegen, was sicher nicht ausbleiben wird. Ich kann vielleicht noch lange als Kantonsschüler und Student figurieren; aber unter der Wucht eines von allen Seiten auf mich wirkenden Drucks wird wenigstens mein wahres Sein zerknickt, und dann, will ich hoffen, werde ich überhaupt nicht mehr lange übrig sein.» (Br. v. 11. 9. 1866.)

Offenbar ließ sich der Landammann auch von solchen Pressionen nicht allzusehr beeindrucken; doch hielt er den Fall des jungen Mannes für gewichtig genug, um ihn zu einer Aussprache einzuladen, die kurz darauf, wohl noch in den Herbstferien, vermutlich in Glarus, stattgefunden haben muß. Sie dürfte dem Brief vom 3. 12. zufolge in sehr freundschaftlicher und unkonventioneller Art verlaufen sein. Aber sie führte nicht zu einer Stimmungs- und Sinnesänderung; vielmehr verharrte, wieder nach dem genannten Brief, Jost Winteler bei seinem Entschluß, aus der Frauenfelder Kantonsschule auszutreten. Diesen Entschluß setzte er offensichtlich gegen den Wunsch seiner pfarrherrlichen Gönner mit zähem Willen durch. Wohl verursachte, wie das folgende Brieffragment andeutet, diese Entscheidung noch etliche Aufregungen. Die Pläne, die in aller Heimlichkeit geschmiedet wurden, sickerten auch zum Vater durch, der mit einem Brief an Rektor Mann die Absichten des Sohnes zu durchkreuzen suchte, die seinen Plänen so zuwider waren und seine Hoffnung auf das Theologiestudium des Sohnes zunichte machten. Es scheint auch, daß Winteler mit seiner Hartköpfigkeit seinen pfarrherrlichen Gönner vor den Kopf gestoßen hat. Das ist wohl zu verstehen, wenn man bedenkt, daß die Ansprüche des Schützlings nicht eben klein waren und ein übergroßes Maß an Vertrauen in seinen guten Willen und in seine Fähigkeiten forderten. Aber auch wenn der nachfolgende Brief des Landammanns härter zugriff, so zerstörte er damit dessen Vertrauen zu ihm nicht, was wiederum für die menschlichen Qualitäten beider Briefpartner spricht: Ohne dieses Zutrauen wäre der Brief vom 5. Oktober 1867 nicht mehr zustande gekommen, in dem er eingangs schreibt: «Daß Sie zu Ende des letzten Jahres mich unmöglich begreifen konnten, kann ich mir wohl erklären; doch trage ich nichts desto weniger die Überzeugung in mir, daß Sie mir nicht gerecht geworden sind, wenn Sie mich auffaßten, wie Ihr letzter Brief darzutun schien. Wenn ich mich nun doch wieder an Sie wende, so ist es, weil ich aus allem die Gewißheit bekommen

habe, daß Sie es durchaus gut mit mir meinten und weil ich meinerseits mich Ihrer Güte nicht unwerth fühle.» (Br. vom 5. 10. 1867, S. 1.)

Was er allerdings in diesem Schreiben seinem höchsten Gönner zumutete, ging nun doch wohl über das erträgliche Maß hinaus. Das mag der Grund sein, daß es das letzte in der Reihe blieb. Denn nun tritt er mit einer neuen, völlig unerwarteten Zumutung an Landammann Heer heran: ihm und der Familie seines Bruders das Geld für die Überfahrt nach Amerika, das damals noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten war, vorzuschießen. Tatsächlich hat Jost Winteler diesen Sprung über das große Wasser nie getan. Er legte vielmehr die Maturitätsprüfung, nachdem er sich selbständig darauf vorbereitet hatte, in Zürich ab und wandte sich hierauf vorerst theologischen, dann aber, seinem eigenen Hange folgend, historischen und linguistischen Studien zu. Dabei blieb er seinem Grundwesen treu, in dem sich poetische und gestalterische mit philosophischen und wissenschaftlichen Gaben in oft sich widersprechender Art mischten.

Noch ist ein Wort zu sagen zu den poetischen Ergüssen, die der junge eigenwillige Träumergeist seinem Gönner unterbreitete. Wie weit ihnen schon poetische Echtheit eignet, ist eine ästhetische Ermessensfrage. Vom künstlerischen Standpunkt aus gehen sie schwerlich über das hinaus, was man unter den poetischen Stilübungen Jugendlicher einzureihen pflegt. Eine gewisse künstlerische Kritiklosigkeit eignet ja auch der späteren Gedichtsammlung «Tycho Pantander» (T. P., eine Geistesentwicklung in Liedern, dargestellt von Jost Winteler, Frauenfeld 1890). Auch wirken die Stellen, an denen er in den Briefen von seinen poetischen Erzeugnissen spricht, ein wenig selbstgefällig, zumal er sich frühe schon mit dem Gedanken trug, die Verse zu veröffentlichen. Diese bereits berührte Selbstgefälligkeit wäre am besten als Schattenseite seiner Selbständigkeit und Sicherheit im Urteil zu bezeichnen. Wie in der späteren Sammlung sind schon in den Jugendversen die reinen Naturgedichte wohl das Echteste, was Winteler gefunden hat, wie er denn, z. B. als ausgezeichneter Ornithologe, zeit seines Lebens der Natur zutiefst verbunden blieb. In seinen Liebesgedichten kommt er dagegen über die trivialsten Töne kaum hinaus, und allzuhäufig ragen versifizierte Erbauung und etwas abgestandene Morallehren in diese Poetereien hinein. Doch behalten die Gedichte immerhin als Wegmarken eines selbständigen und formsuchenden jugendlichen Geistes, eines vielversprechenden und geistig regen, hell bewußten Menschen, ihren Wert.



Jedenfalls ist der schöne Fund Eduard Vischers einer Veröffentlichung wohl wert. Die Briefe vor allem sind als Dokumente der geistigen Wandlungen nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, als Zeugnisse der schweizerischen Bildungs- und Schulgeschichte, als psychologischer Test eines jugendlichen Menschen des vorigen Jahrhunderts und nicht zuletzt als sprachliche Leistung von bleibender Bedeutung. Dazu sind sie geeignet, die Biographie dieses nicht unbedeutenden Exponenten unserer schweizerischen Geistesgeschichte genauer zu präzisieren und zu korrigieren. Die Darstellung von Jost Winteler's Lebensgeschichte bei Aug. Tuchschnid (Aug. Tuchschnid, Professor Dr. Jost Winteler, 1846—1929, Aarau 1930) erfährt durch diese Briefe eine bedeutsame Ergänzung und Vertiefung.

Karl Fehr

## DIE BRIEFE \*

### I

Hochgeehrter Herr Landammann! <sup>1</sup>

Zwar kann ich mir wohl denken, geehrtester Herr Landammann, daß die Sorge um das engere und weitere Vaterland Sie so sehr in Anspruch nehmen muß, daß Ihnen kaum Zeit übrig bleibt, während welcher Sie sich mit Privatangelegenheiten beschäftigen könnten. Dennoch, von schwierigen Verhältnissen genöthigt, wage ich es nach langem Wanken, mich an Sie zu wenden. Ich weiß freilich kaum, wie ich den Muth dazu

\* Die Manuskripte der hier publizierten Briefe liegen beim Nachlaß Dr. J. Heer, der als Depositum auf dem Landesarchiv Glarus untergebracht ist (Privatarchiv 1). In Orthographie und Interpunktion halten wir uns bei der Wiedergabe getreu an das Manuskript. Einzelne offenkundige Versehen korrigieren wir im Sinne des Briefschreibers, nicht nach den heutigen Regeln. Einfügungen des Herausgebers sind zwischen eckige Klammern gesetzt. Die vielen Abkürzungen haben wir konsequent aufgelöst, also für u und gesetzt, für Hr Herr, für Pfr Pfarrer usw.

<sup>1</sup> Der Briefschreiber, über den im übrigen die Einführung Auskunft gibt, Jost Winteler, lebte von 1846 bis 1929. Sein Studienweg führte ihn schließlich über Basel und Zürich nach Jena, wo er erst endgültig den Übergang von der Theologie zu Germanistik und Historie vollzogen zu haben scheint. Mit der Dissertation «Die *Kerenzer Mundart* des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt» (Leipzig und Heidelberg 1876, 240 Seiten) stand er als geprägte, festumrissene gelehrte Individualität da. Die Nennung weiterer Schriften von Winteler und ihre Würdigung wird indes nur im Rahmen einer Gesamtdarstellung (siehe Vorwort) einen Sinn haben. Winteler wurde Gymnasiallehrer in Burgdorf, Schuldirektor in Murten, Professor in Aarau, wo seiner Lehrtätigkeit große Sympathie und Wertschätzung

habe; denn Sie kennen mich nicht einmal. Aber es richtet mich die Hoffnung auf, daß Aufrichtigkeit wenigstens nicht unangenehm berühren werde, und daß sie vielleicht auch in dieser von Trug und Mißtrauen erfüllten Zeit noch Zutrauen finden möchte. Und in der That, wenn Sie im Falle sein sollten sich meiner annehmen zu können, so bitte ich Sie vor Allem um volles Zutrauen, indem gerade dies am ehesten meine erschöpfte und niedergedrückte Seele wieder aufzurichten im Stande sein wird.

Ich bin Jost Winteler, von Filzbach auf dem Kerenzerberg, derzeit an der Kantonsschule in Frauenfeld. Um Ihnen deutlich zu machen, was mir fehlt, muß ich freilich etwas weit ausholen und dadurch schon in hohem Maße Ihre Theilnahme und Geduld in Anspruch nehmen; aber habe ich es einmal gewagt mich an Sie zu wenden, so will ich in kindlichem Vertrauen auf Ihre Güte, gleich als kennten Sie mich längst, Ihnen mein Anliegen vorbringen.

Ich wurde im November 46 geboren, im Lihn, einem unweit dem Dörfchen Filzbach gelegenen, abgezogenen, heimischen Landgütchen. Um jene Zeit gab mein Vater<sup>2</sup> die Lehrerstelle in Filzbach, die er, nachdem er in Nettstall Lehrer gewesen, längere Zeit inne gehabt, auf, und widmete sich ganz dem Landleben, das überhaupt unsern Naturen, sollen wir anders körperlich und geistig gesund bleiben, unentbehrlich ist. Ich war vier Jahre alt, als dann meine Eltern das Lihn verkauften und in's Obertoggenburg zogen auf ein Berggut, Fosen genannt, zur Gemeinde

antwortete. Seit dem Jahre 1914 lebte er zurückgezogen im Toggenburg. — Als autobiographische Quelle ist neben unsern Briefen und dem Vorwort der Dissertation zu nennen: *Erinnerungen aus meinem Leben. Ergänzungen und Verdankungen*, Schülern, Freunden und Verehrern gewidmet, in: *Wissen und Leben* 17, 1916/17, S. 525—547 und 617—647. *Literatur über W.* nennen wir an dieser Stelle mit Absicht nicht. Für erste Orientierung wird man ohnehin die Jahresberichte der aargauischen Kantonsschule und das Jahrbuch des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer konsultieren. — Der Briefempfänger, dessen Antworten sich nicht erhalten haben, war der bekannte Staatsmann Dr. iur. Joachim Heer (1825—1879), der damals Landammann des Kantons Glarus und Nationalrat war und im Jahre 1867 als Gesandter nach Deutschland ging. Sein Wirken im Kanton Glarus wurde vielfach als landesväterliches empfunden, und auf dieser Einschätzung lag ein positiver Wertakzent. So mag es auch verständlich sein, daß der junge Mann gerade ihm sein Herz ausschüttete. Es war bekannt, daß das stattliche Haus, das er sich nach dem Brande erbaut hatte und das heute einen Teil der glarnerischen Kantonsschule, sicher sehr im Sinne des einstigen Erbauers, beherbergt, allen Ratsuchenden offenstand, und nicht nur das Haus, sondern auch das Herz.

<sup>2</sup> Lehrer Matthias Winteler lebte von 1807—1881; er starb in Wattwil.

Krummenau gehörig. Dort verlebte ich jene süßesten Jahre harmloser Kindheit, und dieser Ort wurde mir zur eigentlichen Heimath. Die anmuthige Natur, über der Unruhe der Dörfer und jedes bewegtern Lebens erhaben, in nächster Nähe der Alpen, mit freiem Ausblick in's tiefliegende Thal und auf die ringsum den Horizont bekränzenden Berge, mit frischer Luft und reinem, weitem Himmel, wirkte jedenfalls ungemein auf mein Gemüth ein, und es hat seinen guten Grund, wenn ich sie in meinen Gedichtchen öfter die Mutter meiner Seele nenne. — Obschon nicht ferne von der Fosen eine Sommerhalbjahrschule ist, besuchte ich doch, weil man meinte, ich möchte es bei meiner schwächlichen Natur kaum vertragen, keine Schule bis zum neunten Jahre; mein Vater unterrichtete mich, so daß ich mit meinen Altersgenossen stets ungefähr auf der gleichen Stufe stand. Nach Zurücklegung meines neunten Jahres wurde ich endlich angehalten, die Schule zu besuchen; ich that es bis im elften Jahre. Alsdann, da mein Vater, weil schon bei Jahren, und daher geneigt, die mühsame Feldarbeit aufzugeben, die Schule in Filzbach wieder übernahm, nahm er mich mit und ich kam so seit Neujahr 57, halb als sein Schüler, halb als sein Gehülfe, bis zum 13. Jahre wieder an meinen eigentlichen Heimathort. Doch blieb jene liebe Höhe Obertoggenburgs meinem Herzen theurer, als Filzbach mir je geworden ist; zwar zog mich die Natur auch hier sehr an; aber, wie ländlich auch Alles war, so still war es nicht, wie auf der lieben Fosen, und so allein und ungestört, wie dort, war ich nicht mehr. Dazu kam noch folgender Umstand: Schon anno 54 wünschte Filzbach meinen Vater wieder als Lehrer. Aber er wollte den damaligen Herrn Girtanner<sup>3</sup> nicht verdrängen, obgleich man mit demselben nicht zufrieden war; er ersetzte denselben während dessen Krankheit, aber kehrte dann wieder auf Fosen zurück. Mittlerweile verheirathete sich Herr Girtanner mit der Tochter einer Familie, die auf Filzbach große Verwandtschaft hat. Als dann anno 57 mein Vater auf den wiederholten Wunsch und von der Dorfgemeinschaft gewählt, nach Filzbach kam, fand er in jener Verwandtschaft eine bedeutende Gegenpartei, die ihm, besonders in den ersten Jahren seines Wirkens, viel Verdruß und Schwierigkeiten machte; und mit dem Vater hatte auch ich von ihr zu leiden.

Über meine künftige Bestimmung hatte man schon Manches geredet;

<sup>3</sup> Lehrer Paul Hermann Girtanner, von St. Gallen (1825—1863), war seit 1856 der Schwiegersohn des Schulvogts Jakob Menzi-Menzi.

aber noch hatte niemand einen bestimmten Plan. — Ich bin das jüngste von vier Geschwistern. Die ältere Schwester verheirathete sich im Toggenburg während meines Aufenthalts in Filzbach; die jüngere Schwester und mein Bruder, um fünf Jahre älter als ich, sammt der lieben Mutter<sup>4</sup>, verwalteten von 57 bis Ende des Jahres 62 das große und viel Arbeitskraft bedürftige Heimwesen Fosen im Namen des Vaters. Obwohl ich sonst gesund war, schien ich doch, weil nicht kräftiger Natur, nicht zur Landarbeit geeignet; auch sagte man von Anlagen bei mir; und so, wenn es auch noch nicht ausgemacht war, was ich werden sollte, stand es doch seit meiner frühen Jugend ziemlich fest, ich solle nicht Bauer werden, obwohl man auf der andern Seite auch einsah, daß es gut wäre, wenn später wir zwei Brüder zusammen das große Heimwesen übernehmen könnten. — Während ich auf Filzbach war und dem lieben Vater schulmeistern half, schien es, ich eigne mich wohl recht gut zum Lehrerstande. —

Ich verließ dann Filzbach und kam wieder auf Fosen, und seit Frühling 60 besuchte ich nun die neugegründete Realschule Neßlau-Krummenau, auch jetzt noch ohne ein bestimmtes Ziel zu kennen. Erst im Herbst 61 kam es zu einer Entscheidung über meine Zukunft. Eines Tages kam unerwartet mein Vater von Filzbach her in die Realschule. Als wir dann zusammen heimgingen, sagte er mir, es seien Mittel und Wege vorhanden, daß ich Geistlicher werden könne. Es frage sich nur, ob ich es wolle. Ein Herr Prof. Rickenbach von Basel<sup>5</sup> sei auf Kerenzen gewesen; mit dem habe er sich besprochen; ferner hätten sich mehrere ihm bekannte Herren bereit erklärt, mich zu unterstützen: Herr Pfarrer

<sup>4</sup> Die Mutter: Frau Anna Barbara Winteler, geborene Durscher, lebte von 1813 bis 1895. Sie war seit 15. Mai 1832 mit Lehrer Winteler verheiratet. Sie starb in Krummenau. — Jost Winteler war das jüngste Kind seiner Eltern. Die Geschwister: Anna (Frau Anna Kamm-Winteler), die von 1833 bis 1867 lebte; Susanna (1836 bis 1846); Dorothea (Frau D. Brunner-Winteler, in Krummenau), die von 1838 bis 1910 lebte; Johann Melchior (1842—1918, bei Mogelsberg), verheiratete sich am 9. Juni 1863 mit Rosina Scherrer, von Neßlau.

<sup>5</sup> Christoph Johannes Riggerbach (1818—1890) war seit 1851 Professor der Theologie (Exegese und praktische Theologie) in Basel. Jugendfreund A. E. Biedermanns, stand auch er lange unter der Einwirkung des Philosophen Hegel und unterstützte seines Freundes Bestrebungen, wandte sich aber in den späteren vierziger Jahren einer konservativeren Auffassung zu. 1858 erschienen seine gegen D. F. Strauß gerichteten «Vorlesungen über das Leben des Herrn Jesu». (Nach M. BURCKHARDT. Jakob Burckhardt. Briefe, Band I, S. 368; aus der Studienzeit sind viele Briefe Burckhardts an seinen damaligen Freund Riggerbach erhalten, die heute alle gedruckt vorliegen.)

Zwicky in Obstalden <sup>6</sup>, Herr Hauptmann Schindler <sup>7</sup> in Mollis und Herr Decan Marti <sup>8</sup> in Enneda. Aber ich müsse nun wegen meines vorgerückten Alters schnell mit den alten Sprachen beginnen und zu diesem Zwecke bis in 14 Tagen in Schiers sein.

Drei Dinge vorzüglich mochten den Vater bestimmen, mich zum Geistlichen bilden zu lassen: Voraus und zumeist die Sache der Theologie selbst; daneben indessen das Amt, um so mehr, als er hoffte, ich werde als Geistlicher was Rechtes werden; endlich, aber mehr nebenbei, auch das materielle Interesse. — Wir sind arm. Aus eigenen Mitteln würde mich der Vater mit Mühe auch nur zum Lehrer haben bilden lassen können. Jene genannten drei Männer, zu denen, seit ich in Frauenfeld bin, Herr Altlandammann Schindler <sup>9</sup> in Zürich getreten ist, und neben denen mich seit dem nämlichen Zeitpunkte auch der Stipendienfond des Kantons Glarus <sup>10</sup> unterstützt, haben bisher das Meiste beigetragen, mir

<sup>6</sup> Caspar Leberecht Zwicky (1820—1906) war zeitlebens Pfarrer von Obstalden. Zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum schrieb er «Jugenderinnerungen» nieder, die in seinem Todesjahr 1906 in Glarus im Druck erschienen. Diese haben aber nur die Jugend- und Studienjahre zum Gegenstand, über die pfarramtliche Tätigkeit in Obstalden sagen sie nichts aus. Unter den Jugendfreunden Z's sind neben Biedermann und Burckhardt namentlich Friedrich von Tschudi und Johannes Riggenschach zu nennen. Zwicky war schon in seinen jungen Jahren in Berlin antihegelisch gesinnt, was dem zeitweiligen guten Einvernehmen mit Jacob Burckhardt sehr zugute kam. Unter dem Pseudonym Friedrich Bergmann veröffentlichte er zweimal Gedichte: Sang und Sage. Aus der Ostschweiz. Zürich 1865; Zwölf Rütllieder, Glarus 1870. Ob ein Nachlaß besteht, unter dessen Papieren vielleicht auch von Jost Winteler die Rede sein könnte, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

<sup>7</sup> Unter Hauptmann Schindler wird zu verstehen sein Hauptmann Friedrich Schindler (1788—1874), der Bruder des Landammanns, ein bedeutender Industrieller im Vorarlbergischen. Vgl. Jakob WINTELER, Landammann Dietrich Schindler, seine Vorfahren und Nachkommen. Zürich 1932, 52 ff. (mit Bild).

<sup>8</sup> Johannes Marti, Pfarrer in Enneda, Dekan 1849—1863 und 1865—1869, lebte von 1812 bis 1874. Es ist überliefert, er sei in Basel, wo er Theologie studierte, ein Lieblingsschüler K. R. Hagenbachs gewesen. Über M.: B. FREULER, Gedächtnispredigt über Dekan Joh. Marti, Pfarrer in Enneda. Glarus (1874).

<sup>9</sup> Dietrich Schindler (1795—1882) war von 1837—1841 Landammann des Kantons Glarus. Er lebte seit 1842 in Zürich. Vgl. Jakob WINTELER, Landammann Dietrich Schindler, seine Vorfahren und Nachkommen. Zürich 1932.

<sup>10</sup> Ein «Kantonaler Stipendienfonds», aus dessen Zinsen nach § 1 des Landsgemeindebeschlusses vom 15. Mai 1859 «unbemittelten jungen Leuten aus dem hiesigen Kanton, welche sich zu einem höheren wissenschaftlichen, technischen oder künstlerischen Beruf vorzubilden beabsichtigen, angemessene Unterstützung gewährt» werden soll, bestand damals seit wenigen Jahren. Im Archiv finden sich leider keine Akten darüber. Vielleicht allerdings liegt in dem, was der Historiker als Mangel empfindet, doch auch viel Glückliches. Die Begünstigten sind so sicher, daß ihnen die empfangenen Wohltaten nicht nachgerechnet und vorgehalten werden können.

das Studiren zu ermöglichen. Da nun der alternde Vater selbst nicht mehr hoffen konnte, sich irgendwie eine bessere ökonomische Lage zu verschaffen und es meinem lieben Bruder voraussichtlich schwer fallen mußte, das Heimwesen Fosen einst mit so schwachen Hilfsmitteln zu übernehmen und zu behaupten, so setzte denn der Vater auch in dieser Beziehung, und gewiß verzeihlicher Weise, bedeutende Hoffnung auf mich, so zwar, daß er erwartete, einmal am Ziele, könnte ich den Bruder unterstützen und sie, die alternden Eltern, müßten für den Abend ihres Lebens nicht allzu besorgt sein. Wie es vielen Eltern geht, vergaß der liebe Vater über all diesen schönen Träumen reiflich zu erwägen, wie weit der Weg zu meinem Ziele sei, wie schwierig in meinen Verhältnissen, in unserer Zeit mit ihren Fragen, Ansichten und Bestrebungen, (oder vielmehr, er *konnte* das nicht hinlänglich in Erwägung ziehen, weil er es wohl überhaupt nicht genug kannte), und wie schwierig insbesondere für eine so geartete Gemüthsnatur, wie die meine. Indessen muß ich auf der andern Seite auch bemerken, daß meine seelische Natur wohl etwas schwer zu erkennen war und daß mein Weg sich möglicherweise mir zuträglicher, daß manche äußere Verhältnisse sich günstiger hätten gestalten können, als es geschehen ist; und so muß ich denn in allem Geschehenen des Schicksals Hand erblicken, und ich will nicht irgendwelcher menschlichen Kurzsichtigkeit Schuld geben; ja, trotz aller Entmuthigung fühle ich in mir bisweilen *noch* den Glauben, daß eben der Weg, den sie mir gewiesen, zwar wohl nicht dem von Menschen, aber dem von der Vor-sehung mir gesteckten Ziele am geradesten mich entgegenführen müsse.

Ich selbst, natürlich zu jung und zu unerfahren, um von des Geistlichen Amt und Stellung überhaupt, geschweige denn bei dieser Zeitrichtung, einen rechten Begriff zu haben, gab, ungefähr von denselben Motiven, wie der Vater, geleitet, ohne Weiteres meine Einwilligung. Daheim erschracken die Lieben, und die Sache gefiel ihnen nicht; aber sie fügten sich, und 14 Tage später war ich in Schiers.

Wenn es Absicht der höhern Leitung wäre, mich zum Theologen zu machen, so würde ich kopfschüttelnd sagen, ich verstünde sie in meinen Führungen durchaus nicht. Denn ich müßte nach meiner Einsicht des Glaubens sein, sie hätte große, beschwerliche, meine Kraft, und die Fähigkeit meiner Bestimmung zu genügen vernichtende Umwege mit mir gemacht. Einmal nämlich fehlte der Art und Weise, wie ich bisher zu studiren gezwungen war, Plan, Zusammenhang und Einheit; und das verhindert Gründlichkeit des Studiums, nimmt Lust und Kraft, und for-

dert dazu, was bei meinen Verhältnissen und meinem vorgerückten Alter am meisten hätte vermieden werden sollen, allzuviel Zeit. Und dann traf ich ohne viel Übergang auf die schneidenden Gegensätze in religiöser Hinsicht, und auch das ist, insbesondere für mich, gar nicht zuträglich.

Nun also Schiers<sup>11</sup>. Eigentlich Seminar, will es damit auch noch den Realunterricht und ein Progymnasium verbinden, und das geht, wenigstens bei seiner Stellung und Einrichtung, nicht wohl an. Aber weil Basel und Schiers in religiöser Beziehung harmoniren, so begreife ich wohl, wie es kam, daß Herr Prof. Rickenbach Schiers empfahl. Doch befand ich mich ein Jahr lang daselbst gut. Dann aber begann die Unzweckmäßigkeit meines Studienortes sich zu zeigen. Bei den Lehrern für die alten Sprachen war steter Wechsel in Schiers, wie ich später erfahren habe, etwas Gewöhnliches. Und so trat denn auch nach Verfluß des ersten Jahres an die Stelle Herrn Pfarrer Wurms<sup>12</sup> ein anderer Lehrer, ein Herr Stöcklin<sup>13</sup>, krank schon eh' er kam, und darum vielleicht noch um so eher, aber gewiß auch an sich schon ein unerträglicher Pedant, der strikteste Gegensatz zu seinem Vorgänger. Er verließ Schiers nach wenigen Monaten wieder und starb darauf. Nach längerer Einstellung des humanistischen Unterrichts ersetzte jenen provisorisch der Dorfpfarrer Herr Rickenbach<sup>14</sup>. Aber auch unter den übrigen vier Lehrern waren mittlerweile Wechsel eingetreten. Einer derselben war schon im Frühjahr 62 gestorben; seine Stelle wurde innert kurzer Zeit mehreremale ersetzt; endlich wurden für ihn im Herbst 62 eine ganz junge Lehrkraft und ein seiner Stelle nicht gewachsener Bündnerschulmeister beigezogen; Director Allemann<sup>15</sup> erklärte seinen Austritt; ebenso der tüchtige zweitletzte der noch übrigen frühern Lehrer. Es gab eine Umgestaltung: statt drei Klassen wurden vier. Weil ich bei meinem Eintritt für den Unter-

<sup>11</sup> Vgl. R. PREISWERK, Th. NÄGELI, K. TANNER. Geschichte der Evangelischen Lehranstalt in Schiers, 1837—1937. Schiers 1937.

<sup>12</sup> Der aus Württemberg stammende Pfarrer Paul Ernst Wurm wirkte von 1859 bis 1862 an der Anstalt.

<sup>13</sup> Theophil Stöcklin, von Basel, war während des Jahres 1862 eine Zeitlang in Schiers tätig.

<sup>14</sup> Johann Jakob Rigggenbach (1824—1908) war ursprünglich Kaufmann, wurde 1855 VDM, wirkte einige Jahre in St. Antönien, lehrte an einem Predigerseminar in Missouri und war von 1862—1866 Pfarrer in Schiers. Er wurde 1866 an die Leonhardsgemeinde seiner Vaterstadt Basel gewählt, trat aber schon im Jahre 1874 zurück, weil er sich mit der Aufhebung des Bekenntniszwanges nicht abfinden konnte.

<sup>15</sup> Direktor Georg Allemann (1808—1881), von Tschappina, war von 1840 bis 1863 Leiter, Lehrer und Verwalter der Lehranstalt Schiers, trat nun aber im Januar 1863 unter unerfreulichen Begleitumständen zurück und wurde Pfarrer von Malans.

richt in den Realien der zweiten Klasse des Seminars zugetheilt worden war, und bei jener Erhöhung der Klassenzahl die frühere III. Klasse zur IV. wurde, so hatte ich im Frühling 63 in den Realien bis auf wenige Monate den Kurs vollendet (er schloß im Juli), und da keine Aussicht vorhanden war, daß für die angehenden Humanisten nächstens besser gesorgt würde, so drang ich auf Austritt aus der Anstalt.

Die Zustände in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Schiers hatten mich hart mitgenommen. Bisher war ich gewohnt, eines jeden Lehrers Zufriedenheit und Zutrauen zu erwerben. Die Wechsel, und die Art der neuen Lehrer machten es mir fortan unmöglich. Ich mochte die unverständigen Neulinge nicht leiden; kriechen und schmeicheln und heucheln kann ich nicht; so kam ich mehrmals in leichten Conflict mit ihnen. — In Schiers hatte ich mich auch zum ersten Male in bewegtern und buntern Kreisen befunden; Manches lernte ich anders, als bisher, ansehen; ich sah tiefer ins Leben; ich erkannte auch deutlicher, was es für mich heiße, Geistlicher zu werden, und wenn ich es geworden, zu sein. — Ich gehöre zu denen, die die Dinge nicht von der leichtesten Seite zu nehmen verstehen. Darum machte ich damals viel innere Kämpfe durch und versank oft in Trübsinn.

Diejenigen, die für mich sorgten, hatten keinen rechten Begriff von den Verhältnissen in Schiers, und obschon sogar der Direktor<sup>16</sup> daselbst den Humanisten ein längeres Verbleiben in der Anstalt nicht mehr anzupfehlen wagte, so ließ man mich doch nur ungern austreten und lange in Ungewißheit und Schwermuth leiden. Ende März 63 wurde es mir gestattet, Schiers zu verlassen.

Anfänglich hatte man nach Herrn Rickenbachs Meinung beabsichtigt, mich so lange in Schiers zu lassen, bis ich in's Pädagogium<sup>17</sup> in Basel aufgenommen werden könnte, wofür das Schierser Progymnasium eigent-

<sup>16</sup> Pfarrer Paul Gottlob Kind leitete als Nachfolger von G. Allemann die Anstalt von 1863 bis 1871.

<sup>17</sup> Das Pädagogium in Basel war ein dreiklassiges Obergymnasium, eine Art Lyzeum, Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität. Die Anstalt war 1818 an die Stelle der alten Artistenfakultät getreten. Es wirkten denn auch die Professoren der Philosophischen Fakultät als Lehrer an dieser Anstalt, auch Männer wie Burckhardt oder Nietzsche konnten sich solchem Doppelamte nicht entziehen. Erst durch das Schulgesetz von 1880 wurde das Pädagogium stärker in das Gymnasium eingegliedert. Die Anstalt und ihre Lehrer haben bei W. KAEGI, Jakob Burckhardt I, Basel 1947, eine schöne Würdigung gefunden. Vgl. auch die Studie des Schreibenden über die Anfänge des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer im Gymnasium Helveticum 1960.



lich auch berechnet ist. Aber nach jenen Erfahrungen daselbst war ich zu erschöpft, als daß ich mich gleich wieder an eine andere Schule hätte begeben können; und für das Pädagogium war ich noch nicht reif. Auch hatte ich bei mir selbst in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Schiers den Plan, Geistlicher zu werden, der von Anfang an mehr ein mir eingepfropfter als ursprünglicher war, aufgegeben. Die ganze Art des Schullebens, die Abhängigkeit, die Unruhe, das Wetteifern mit Andern und vieles Ähnliches waren mir ungewohnte und nicht zusagende Dinge. Auf der andern Seite fühlte ich mich zu schwach für die vielen Schwierigkeiten, die sich mir, wie ich wohl voraussah, entgegenstellen mußten. Allein wenn ich dieses Ziel aufgeben wollte, was sollte ich dann beginnen? Leute, die selbst mit Kindern unangenehme Erfahrungen gemacht hatten, auch solche, die es mir nicht gönnten, daß ich mehr werde, als höchstens Schulmeister, hatten meinem Vater, schon ehe ich nach Schiers ging, abgerathen, auf seinen Absichten mit mir zu beharren. Er hatte nicht darauf geachtet. Man war so unvorsichtig, daß es, seit ich nach Schiers gegangen, auf Filzbach und im Toggenburg jedermann wußte, ich wolle Pfarrer werden. Trat ich nun zurück, so mußte ich wenigstens ein Ziel wählen, das mich von diesen Leuten entfernte. Denn nicht nur, daß es nothwendiger Weise auf einen jungen Menschen niederdrückend und vernichtend wirkt, wenn man ihm vorhält, er habe hoch gestrebt und sei in der Tiefe geblieben; man legt auch gewöhnlich die Schuld davon nicht etwa Verhältnissen, sondern direkt ihm selbst und seinem Unwerth zu und vereitelt dadurch den Fortgang aller seiner weitem Bestrebungen. Wer hätte mir die Mittel gegeben, derer ich bedurfte, um eine neue und doch mir entsprechende Laufbahn zu verfolgen? Ich kannte niemand, an den ich mich hätte wenden können. Vor dem Vater und meinen Gönnern durfte ich, wie ich wohl bemerken konnte, mich nicht frei aussprechen. Waren sie schon zu [sic] meinem Austritt aus der Anstalt Schiers nicht gerade zufrieden gewesen, wie viel mehr würden sie mir gezürnt haben, wenn ich mein Ziel aufgeben wollte! Und bei meiner Gemüthsnatur hätte mich das vollends niedergedrückt. Ich ergab mich also, von Schiers zurückgekehrt, wieder in mein Schicksal, und wenn nun, mehr um meinen Willen zu erfahren, als um denselben zu erfüllen, mein Vater mich fragte, ob ich nicht etwa großen Widerwillen gegen meine Bestimmung habe, so antwortete ich selbst: Da die Sache nun einmal so weit gediehen sei, wolle ich vorwärts.

Zu all Diesem fiel nun in jene Zeit auch noch meine erste, unglückliche

Liebe. Sie werden hierüber in meinen Gedichtchen Aufschluß finden. Ich muß Ihnen hier nur versichern, daß sie keinen Antheil hatte, weder an meinem Austritt von Schiers, noch an meinem Wanken in Betreff des mir zgedachten Berufes. Wenn mein Studiengang so gewesen wäre, wie ich ihn wünschen mußte und durfte, und wenn ich nicht in mir gefühlt hätte, daß Schulleben, «theologische Kannengießereien» und Zeitrichtung recht eigentlich gegen meine Natur wären, so würde jene Liebe, falls sie auch dann in mir erwacht wäre, mich weit mehr meinem Ziele zugetragen, als mich von ihm abgebracht haben. Ich zweifle nicht, daß Sie mir dies glauben, ohne daß ich hierüber ein Wort weiter hinzufüge. —

Nach dem 23. Juni 63 zog ich mich dann in die einsamen, stillen Britterberge ob Filzbach zurück, den geeigneten Ort für ein von mancherlei Leiden verwundetes junges Herz. Ich legte mich, indem ich bei Herrn Pfarrer Zwicky Nachhülfe fand, auf Selbststudien, und ich glaube, daß ich so wenigstens eben so viel gewann, als ich in gleicher Zeit an einer Schule gewonnen hätte. Da auch Herr Pfarrer Zwicky und durch diesen meine übrigen Gönner das erkannten, so blieb ich bis Ende März 64 Autodidakt. Aber man meinte, es gehe denn doch in unserer Zeit auf die Dauer ohne die Schulen nicht mehr, und ich selbst theilte diese Ansicht. Und das finde ich allerdings auch jetzt noch, daß es mir nöthig war, Schule und Leben noch näher kennen zu lernen.

Seitdem ich mich auf's neue an den Gedanken, Geistlicher zu werden, gewöhnt hatte, wollte ich auch den anfänglich projektirten Weg nehmen und das Pädagogium in Basel zu erreichen streben. Aber ein weiter als ich vorgerückter Schulfreund von Schiers her, der sich daselbst (in der genannten Anstalt in Basel) befand, rieth mir davon ab. Es sei kein recht gründlicher Unterricht in Basel, und wenn man später in Zürich sein Examen zu machen habe, so sei man, um des Gegensatzes der beiden Schulen willen, doppelt schlimm dran. Er selbst gedenke Basel wieder zu verlassen. (Er hat es später auch gethan.) Ich hatte Ähnliches schon in Schiers sagen hören, und mein talentvoller, ziemlich gereifter und bedachtsamer Schulfreund war mir Gewähr genug. Derselbe rieth mir, ich solle die humanistischen Studien in Schlatt<sup>18</sup> (Ct Zürich) fortsetzen,

<sup>18</sup> Wäre Winteler tatsächlich nach Schlatt gegangen, so wäre er wohl einer der letzten Schüler des dortigen Pfarrers Konrad Wirz (1818—1892) gewesen, der in seiner «kleinen einsamen Berggemeinde mehr als zwanzig Jahre lang seine Mußestunden dazu verwandte, unbemittelte fähige Knaben, welche die Sekundarschule passiert haben, oder ältere Jünglinge, die von einem andern Berufe sich einem

in Winterthur<sup>19</sup> vollenden, und ich könne so in ca. 2½ Jahren zur Universität gelangen. Diesen Plan legte ich meinen Gönnern vor. Aber da Schlatt nicht bekannt und Winterthur etwas kostspielig war, wollten sie lieber, ich gehe nach Frauenfeld<sup>20</sup>. Da sei eine, obschon seit wenig Jahren gegründete, doch schon in gutem Ruf stehende und bald mit Winterthur wetteifernde Kantonsschule, und der Unterhalt ziemlich billig. Das Gymnasium habe sechs Klassen; Manche könnten, nachdem sie ein halbes Jahr in der sechsten Klasse gewesen, die Maturitätsprüfung bestehen, also, daß ich auch daselbst, wenn ich in die vierte Klasse einzutreten im Stande sei, nur zweieinhalb bis drei Jahre zuzubringen habe. Ich, zufrieden, daß man mich nicht, wie ich fast besorgt hatte, zu dem mir abgerathenen Basel anhielt, hatte gegen Frauenfeld nichts einzuwenden, weil ich es gar nicht kannte und mich nicht weiter danach zu erkundigen Gelegenheit hatte oder veranlaßt sah. Und weil es doch sein mußte, ging ich mit Muth und Zuversicht dahin ab, entschlossen, da nun um jeden Preis meine Gymnasialstudien zu vollenden, und so das anfänglich halb geäußerte Mißtrauen, als wäre an meinem Austritt aus Schiers auch ich irgendwie Schuld gewesen, zurückzuweisen. Daher kam es auch, daß ich eine Zeit lang die entschiedenen und bedeutenden Mängel an diesem

Fakultätsstudium zuwenden, durch Privatunterricht ausschließlich in der Philologie (Mathematikstunden erteilte ein Sekundarlehrer) für ein akademisches Studium vorzubereiten», teils unentgeltlich, teils gegen eine höchst geringe Entschädigung, so daß sie in die oberen Klassen eines Gymnasiums eintreten konnten. Noch im Jahre 1863 genehmigte die Zürcher Erziehungsdirektion auf Antrag der Winterthurer Bezirksschulpflege diese «Privatschule», wobei die Bezirksschulpflege allerdings «das Fehlen eines geordneten Lehrplanes bedauerte und eine einseitige Entwicklung der Zöglinge durch den beschränkten Unterricht in Philologie und Mathematik befürchtete». Bereits im Mai 1866 figurierte diese «Privatschule» nicht mehr auf der Liste der Schulen des Bezirks Winterthur (nach freundlichen Mitteilungen von Herrn Debrunner, dem Assistenten des Zürcher Staatsarchivs, auf Grund der dortigen Akten U 55.1). — Die Darstellung der pfarrherrlichen Vorbereitungsanstalten (bei beiden Konfessionen) würde ein nicht unwesentliches Nebenskapitel der (noch ungeschriebenen) Geschichte des schweizerischen Gymnasiums ausmachen. Gerade auch der weitentlegene Kanton Glarus würde dazu bis in die neueste Zeit manches Material darbieten. Vgl. dazu die Aarauer Neujahrsblätter 1946 mit dem Aufsatz «Ein Glarner an der aargauischen Kantonsschule».

<sup>19</sup> Die Höhern Stadtschulen von Winterthur (Industrieschule und Gymnasium) vermittelten seit dem Jahre 1862 den direkten Zugang zu den Hochschulen. Vgl. Die Mittelschulen in Zürich und Winterthur 1833—1933. Festgabe zur Jahrhundertfeier. Zürich 1933, 240 ff.

<sup>20</sup> Die Gründung der Kantonsschule Frauenfeld geht auf das Jahr 1853 zurück. Vgl. Ernst LEISI, Hundert Jahre thurgauische Kantonsschule, 1853—1953. Frauenfeld 1953.

neuen Studienorte nicht sehen *wollte*, und mir Klagen nicht nur vor andern, sondern vor mir selbst verbot, und ich raubte mir dadurch gleich anfangs einen Theil der Widerstandskraft gegen die langsam sich einschleichenden, verderblichen Einflüsse Frauenfelds. Auch wirkte ein ferneres Moment entmuthigend auf mich. Ich gelangte in die erstrebte vierte Gymnasialklasse und meinte damit Etwas errungen zu haben; aber nun hieß es: Die sechste Klasse habe zwei Kurse, jeder von einem Jahr, und es sei eine Seltenheit, daß einer, wenn er den zweiten zur Hälfte vollendet, die Maturitätsprüfung ablegen könne. Also hatte ein Irrthum meine Studienzeit um anderthalb oder doch ein Jahr verlängert; und als ich endlich mir zu gestehen anfing, wo ich wäre, und merkte, wie viel Zeit und Kraft hier verschwendet würde, mußte mir diese Gewißheit peinlich sein.

Ich bin freilich jetzt Frauenfeld zu nahe, und von ihm zu sehr darnieder gedrückt, um dasselbe ganz richtig zu beurtheilen. Und Manches, vielleicht, wenn auch nicht in diesem Maße, das Meiste, worüber ich hier zu klagen habe, hätte ich auch an einer andern Schule auszusetzen. Aber wie es sich hiemit verhalte: Von Frauenfeld muß ich unabhängig werden, oder meiner wahren Natur macht es ein Ende! Vielleicht ist es schon zu spät, daß ich erst jetzt um Erlösung bitte; doch lebt noch Hoffnung auf das Gegentheil in mir. Wenn ich aber werde, wozu Frauenfeld mit der Länge der Zeit dadurch, daß es über mich willkürlich gebieten darf, mich macht, dann will ich weit lieber nicht sein!! —

Womit beginnen, wie es anfangen, um Ihnen, was mich hier in innerster Seele verletzt, entweiht und niederzieht, deutlich zu machen, das weiß ich freilich kaum. Denn so sehr bin ich beengt, daß mir auch, wenn ich nennen soll, was mich so beleidigt und abstößt, gleichsam ein Band um die Seele ist, so daß ich nicht mit Nachdruck bezeichnen kann, was ich bezeichnen möchte. Doch ermuthigt mich, daß Sie auch aus dem beeinflussten und sich selbst nicht stets klaren jugendlichen Urtheil das entdecken werden, was ihm zu Grunde liegt. Dies letztere ist auch in der That verwickelter Art. Denn Alter, Gemüthsart, Verhältnisse meiner Jugendzeit, spätere Erfahrungen, jetzige Lage Alles dessen, was auf mich in nächster Linie Bezug hat u. s. f. und auf der entgegengesetzten Seite Geist und Richtung der Zeit, Art des hiesigen Volkes, Verhältnisse der Schule, der Geist der sie, ihre Lehrer und Schüler durchzieht, die Art wie das Studium hier betrieben wird und Ähnliches wirken zusammen, um mir ein Weilen in hier ganz unerträglich zu machen. —

Als Kantonsschule bereitet die Schule in Frauenfeld auf die meisten wissenschaftlichen Zweige vor. Die Schülerzahl ist ca. 250; die Schüler sind dem Alter nach von elf bis über 20 Jahre — also eine in jeder Hinsicht ziemlich bunte Schaar, und es ist schon nicht jedermanns Sache, besonders die meine nicht, der ich sonst so sehr an Einsamkeit und Stille gewöhnt war, unter dieser als Mitschüler zu weilen. — Als das junge Geschlecht der materiellen, wohl gar selten über den Kreis des Irdischen und Alltäglichen sich erhebenden, aber ehrgeizigen Thurgauer, bringen sie von Haus aus wenig Zartes, wenig Gefühl, wenig Sinn für alles Höhere mit, ebenfalls etwas, das mich an sich schon niederdrückt, noch mehr aber durch seine Folgen, denn wenn so viele Leute alltäglich mit einander in Berührung kommen, von denen so zu sagen niemand ein tieferes Gemüth hat, fast niemand eines wahrhaft und ungetrübt idealen Zuges theilhaftig ist, so gibt das so eine fade, öde, halbfaule Schulluft; nur der gemeine Ehrgeiz, nicht etwa ein edler Wetteifer belebt, der allein treibt die todte Maschine. Jeder verlangt nur nach Schein und Namen, keiner kümmert sich um Sache und Wesen um dieser selbst willen. Es ist nicht zu sagen, wie viel Inkonsequentes, wie viel Kindisches, man möchte sagen, wäre es nicht so ernst, wie viel Lächerliches dieser elende, von den Professoren sorgfältig gehegte und gepflegte Ehrgeiz auch Leute denken und thun läßt, die schon 20 Jahre und darüber haben. Für jeden aber, der um der Wissenschaften willen studiren möchte, und sich über eine so knabenhafte Gesinnung und ein so unlauteres Streben hinweg fühlt, wird das Zusammensein mit jenen Leuten als Schul- und Klassengenossen, unter einerlei Behandlung und bei gleichen Anforderungen, zur wahren Pein und benimmt einem gar sehr die Lust zum Studium der Dinge, welche die Schule vorlegt. Natürlich bringt jener gemeine Ehrgeiz dann auch allerhand Unaufrichtigkeit, Ränkesucht, Kriecherei und Verstellung hinein, und schafft so selbstsüchtige Leute, daß in der Selbstsucht alle feinern Triebe, falls solche vorher noch vorhanden waren, ersterben. Es ist also auch an jene starke Stütze in allen Verhältnissen, an wahre Freundschaft, hier kaum zu denken. — Und beinahe dasselbe läßt sich von Frauenfelds Volk überhaupt sagen. Mehr in's Gemein-Irdische vertieft, baarer jedes gemüthlichern, tiefern, idealeren Zuges, besessener von tollem Ehrgeiz und giftigem Neid, kann ich mir die Leute nicht wohl denken, als sie hier durchschnittlich sind.

Was unsere Herren Professoren betrifft, so sind diese an und für sich, denke ich, wie die anderwärts im Allgemeinen es auch sind: Fast alle

herzlose Verstandesmenschen, kalte Vernünftler. Nun, jeder nach seiner Art! Würden sie sich nicht in anderer Weise unbillig zeigen, so ließ' ich ihnen die Freuden eines engen Verstandeslebens unangefochten. Allein wie sie ihre Schüler behandeln, ist nicht in der Ordnung. Daran schuldet indeß zum großen Theile der jetzige Rektor, Herr Mann <sup>21</sup>, ein naturalisirter Schweizer, sonst deutscher Flüchtling. Herr Mann ist Mathematiker und Physiker; klassische Bildung besitzt er nicht. Darum schon eignet er sich eigentlich nicht zum Rektor, und es ist denn auch wohl hauptsächlich eine Folge davon, wenn wir im Gymnasium auf Mathematik und Naturkunde und drgl. viel zu viel Zeit und Mühe, und dazu noch einen großen Theil unnütz (wir müssen Alles ausführlich ausarbeiten, was sie vortragen; sie wollen keine Lehrbücher) verwenden müssen. — Aber es sind noch viel wichtigere Übelstände anzuführen. Herr Mann scheint einer jener Scheinfreunde der Freiheit und des Fortschrittes zu sein, ein phrasenreicher Lobredner der hohlen, Seifenblasen ähnlichen, Ideale der Zeit, ohne Tiefe und Kern, voll Ehrgeiz und Herrschsucht. In seinem Amte zeigt er sich als willkürlicher Despot, doch so, daß er eine Art diplomatischer Schlaueit damit verbindet, und es recht trefflich versteht, durch Ziererei und Schein die Augen derer zu blenden, auf die es ihm ankommt. Er weiß selbst und durch die von ihm abhängigen Kollegen an Examen und bei ähnlichen Anlässen zu imponiren, sich und der Schule einen Namen zu machen; aber zu diesem Zwecke werden Monate vorher die Schüler förmlich und auf Kosten ihrer Gesundheit dressirt. Er weiß ferner den Schein der besten Ordnung zu erhalten dadurch, daß er alle seine Schüler durch Furcht und Schrecken sich unterwirft, also, daß Leute von 20 Jahren zittern, wenn er sie zu sich kommen läßt, oder wenn er in seinen Repetitionsstunden sie anfragt; ferner dadurch, daß er hauptsächlich diejenigen Exzesse ahndet, die zur Öffentlichkeit gelan-

<sup>21</sup> Friedrich Mann (1825—1906) kam als 48er-Flüchtling in die Schweiz. Er amtierte 1852 als Sekundarlehrer in Fischental und wurde 1853 an die neugegründete thurgauische Kantonsschule als Physik- und Mathematiklehrer gewählt. Als Rektor leitete er die Schule von 1862—1868 und von 1870—1872. Obschon Mann eine Thurgauerin geheiratet und das Bürgerrecht erworben hatte, kehrte er 1872 in seine bayerische Heimat zurück und beschloß seine Laufbahn, mit dem Ehrendoktorat gekrönt, in Würzburg. Vgl. Ewald MANN, Lebenslauf des Rektors Friedrich Mann (1825—1906), in: Thurgauische Beiträge zur Vaterländischen Geschichte 84, 1948; E. LEISI, Hundert Jahre thurgauische Kantonsschule, 88 ff. (Die Ära Mann). In diesen Schriften werden die Verdienste des Mannes, «der gleich hervorragend war als Mensch wie als Lehrer» (Leisi) gewürdigt. Wie er auf junge Leute, zumal sehr feinfühlig, ja, sensible, wirken konnte, dafür lagen bisher keine Zeugnisse vor.

gen und so ein schiefes Licht auf seine Schule und sein Regiment werfen könnten. — Dürfte ich mich von diesem Treiben unabhängiger fühlen, so müßte ich den Mann mehr bedauern, als ich ihm zürnen könnte. Denn wenn er in seiner Jugend das durchgemacht hat, was er nun so viele andere durchmachen läßt, so nimmt mich nicht Wunder, daß er ist, was er ist. Und daß er in seiner Verkehrtheit mit seiner Handlungsweise nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Schule am besten zu sorgen glaubt, bezweifle ich nicht; denn ich kann nicht annehmen, daß jemand wissentlich junge Leute so verderben möchte, wie er es thut. — Seine Schule mag das erzielen, daß die jungen Leute, welche sie passieren, sich später einen Namen zu machen verstehen, mit viel todtem Wissen prunken, in viel schönen, erheuchelten Phrasen, wie er, sich ergehen können; aber Männer, freie Männer im vollsten und wahrsten Sinne werden wenige derer werden, die sechs bis sieben Jahre unter seiner Hand und an seinem Gängelbände und von seinen und seiner Kollegen und des Landes Ideen beeinflußt, durchgemacht haben — Öde und Leere des Gemüths, Mangel an Gefühl für das Höchste und Edelste und Zarteste, gemeiner Ehrgeiz, Unselbständigkeit und Sklavensinn, das charakterisirt, nach meiner Einsicht, die von ihm geleitete Jugend. —

Aber auch die bloße formelle Bildung berechtigt in der Art, wie sie betrieben wird, wenigstens im Gymnasium, zu vielen Klagen. Freilich läßt sich das ja zum voraus erwarten, wo der bezeichnete Sinn und Geist eine Schule beherrscht. Denn es ist nur eine Äußerung desselben, wenn die meisten Lehrer, selbst den Schülern der obersten Klassen gegenüber, statt ihnen mehr väterliche Freunde zu sein, eine wehthuende Entfernung beobachten; wenn sie dieselben im besten Falle mit einer gewissen vornehmen Herablassung, oder dann gar, auch wo es durchaus verkehrt ist, mit gebietrischer Strenge behandeln; wenn sie auch die Pflichtgetreuesten nie mit kleinlichem Mißtrauen verschonen, dem Schüler gar keinen eigenen guten Willen, kein selbständiges Streben zutrauen, ihm Alles vorschreiben, überall Rechenschaft fordern, in jeder Zufälligkeit irgend eine Absicht oder ein Verschulden wittern, (vielleicht weil sie sich selbst gar Manches zu Schulden kommen lassen); wenn sie einen überhaupt wenig besser behandeln, als etwa Primarschüler behandelt werden.

Von größtem Nachtheil ist die Zersplitterung der Geisteskräfte durch das Vielerlei der wissenschaftlichen Zweige und dadurch, daß, wie ich schon bemerkt habe, Nebenfächer vor den Hauptfächern viel zu wenig in den Hintergrund treten. Ersterer Fehler möchte zwar vielen Schulen zu-

kommen; letzterer aber (und ich habe oben den wahrscheinlichen Grund davon angegeben) kommt Frauenfeld insbesondere zu. Es ist ärgerlich, zeitraubend, erschöpfend und verwirrend zugleich, wenn man nie auch nur für mehrere Stunden sich ruhig einem Hauptfache widmen darf, sondern alle Augenblicke etwas Neues zur Hand nehmen muß. — Wir haben auch zu viele Lektionen, von denen manche vereinzelte einen mitten aus der günstigsten Zeit zur Arbeit wegreißen, ohne einem dafür wesentlichen Ersatz zu leisten; denn eine gute Anzahl dieser Lectionen wird nur ertheilt, um die jungen Leute zu beschäftigen; es tritt hier wieder das Nämliche zu Tage, was ich oben getadelt habe, die Voraussetzung, die Schüler wissen nicht recht, was sie mit der Zeit anfangen sollen, wenn man ihnen nicht Alles vordiktire und viel Mühe mache. Man kommt damit allerdings so weit, daß jetzt wirklich wenige mehr sein möchten, die auch für sich selbst, aus Trieb zum Studium, ohne Auftrag und Vorschrift, arbeiten würden. — Zwar muß ich hier beifügen, daß es dies Jahr endlich, in der sechsten Klasse, und zwar hauptsächlich in Folge Änderung des Lehrpersonals, wenn auch nicht in Betreff der Anzahl von Lectionen, so doch in Betreff der Art, wie sie ertheilt werden, etwas besser geworden ist; aber unverantwortlich und gewissenlos wurde während der vorigen beiden Jahre meines Hierseins Kraft und Zeit vergeudet und dies selbst, und fast mehr noch der Unwillen darüber, haben, in Verbindung mit den früher bezeichneten Übelständen in hier, mich vollständig erschöpft.

Sie werden hieraus erkennen, daß es mir in Frauenfeld an den nöthigsten Dingen fehlt: An Gelegenheit, ruhig und unbeengt und ohne Verschwendung von Zeit und Kraft meinen Studien zu obliegen; an der Möglichkeit mich frei und leicht zu fühlen und zu bewegen; an Leuten, bei denen Gemüthlichkeit, Herzlichkeit und Natürlichkeit zu finden wäre, in deren Nähe ich mich wohler fühlen dürfte; überhaupt an allem Erhebenden und Idealen. Lange habe ich mich dadurch, daß ich mich möglichst zurückzog und fernhielt, so gut es ging, gegen die abstumpfenden und versumpfenden Einflüsse dieses Lebens zu schützen gesucht; aber gewaltsam reißt mich dies Getriebe tagtäglich in seine Strudel; auch fehlt mir, damit gar nichts mehr übrig bleibe, eine stille, erhebende Natur; es ist ein gleichförmiges Land, dies Thurgau, und dazu während des größern Theils des Jahres öde und unerquicklich. —

Und immer tiefer fühle ich denn auch, daß mir der geistliche Stand, besonders bei der Richtung der Zeit, bei der Stellung, die er gegenwärtig



zur Gesellschaft einnimmt, bei der Entartung seiner Repräsentanten selbst, nicht zusagen kann. Nur so zusehen und gehen lassen, oder nach Eli-manir zu vermitteln suchen zwischen Gesinnungen, die sich nie versöhnen dürfen, nie versöhnen werden, das kann ich nicht. Und um gegen die machtvoll anschleichende Verderbniß der Zeit, gegen das Verschwinden der Gemüthstiefe und damit des Glaubens und der Sitte, gegen das bewe-nenswerthe Versinken der Welt in's Materielle und Sinnliche — welche Verderbniß sich mit den trüglichen Sophismen und den verwickeltsten Gebilden aus Lüge und Wahrheit panzert — gegen sie als Geistlicher anzukämpfen, fühle ich mich zu schwach und überhaupt nicht berufen. Ich eigne mich gleich wenig für den Streit der Philosophen und Dogma-tiker, wie für die sog. höhern, verkünstelten Kreise menschlicher Gesell-schaft. Die Natur hat mich seit frühester Kindheit an ihren Busen gezo-gen, in ihr habe ich seit je für Geist und Seele die reinste, kräftigste Nahrung gefunden, in sie muß ich nach und nach wieder zurückkehren, oder, was ich zu werden bestimmt war, werde ich nicht und gehe zu Grunde.

Ich muß endlich auch noch auf die Verhältnisse unserer Familie über-haupt zurückkommen, wie sie sich gestaltet haben, seit ich meine Studien begonnen. Auch sie mahnen mich dringend, Frauenfeld zu verlassen und wenn auch nicht um meiner selbst, so doch um der Lieben willen, geistige und körperliche Gesundheit und den Rest von Kraft, der mir geblieben ist, so, wenn immer möglich, noch zu retten und anders als bisher zu verwenden. Ich habe Ihnen oben mitgetheilt, daß das Heimwesen Fosen bis Ende des Jahres 62 von meinem Bruder, der jüngern Schwester und der Mutter im Namen des Vaters verwaltet wurde. Um Neujahr 63 über-gab dann der Vater das Heimwesen dem Bruder, indem dieser, wenn auch noch jung (21 Jahre alt) doch reif schien, die allerdings schwere Last zu übernehmen, der liebe Vater aber seinerseits sie gern übergab. Der Vater ist auf Filzbach Lehrer geblieben; aber, weil bereits 60 Jahre alt, wird er seine Stelle auch nicht mehr gar lange versehen können. —

Der Bruder aber verheirathete sich im Frühjahr 63. Er kaufte, obwohl er so wenig Arbeitskraft hatte, noch ein Heimwesen zum andern. Denn weil sein Schwiegervater ziemlich viel Vieh und Liegenschaften besitzt, so meinte er nun, vergessend, daß er dazu eines ziemlichen Vermögens bedürfte, er wolle die Sache auch in etwas größerm Maßstabe als vorher, betreiben. Er sah dann zwar ein, daß es nicht gehe, und lenkte ein, ehe ihm noch bedeutender Schaden aus seinen angestrebten Unternehmungen

hätte erwachsen können; aber die viele Arbeit ist ihm geblieben, er ist sehr oft auf fremde Kräfte angewiesen, und dazu eignet er sich nicht. Allerhand kleinere Unfälle schadeten ihm; am meisten suchte ihn jener Föhnsturm nach Neujahr 63<sup>22</sup> heim; dieser zerstörte ihm den Wald, machte Neubauten und Reparaturen nothwendig und führte damit auch anderweitige Störungen herbei. Das Alles wirkte auf den lieben Bruder entmuthigend. Es ist ihm seither, wenn auch nicht gerade schlimmer, so doch auch nicht besser ergangen. Nothwendig sollte auf's neue seine Hoffnung belebt werden; es sollte ihm allmählig an die Hand gegangen werden können, von kleinern Schulden, die jene Unfälle ihm aufbürdeten, sollte er sich nach und nach erleichtert fühlen dürfen. Freilich, allmählig nur; denn, wenn auch der liebe Bruder gewiß ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter ist, so versteht er es doch noch zu wenig, in alle Verhältnisse seines Hauswesens ordnend einzugreifen, und die Verhältnisse zu übersehen und zu rechnen. Er ist zu diesen Dingen eben auch noch zu unerfahren. Aber eben darum sollte er so unter der Hand unterstützt werden können, damit nicht die allzu schwere Last, die offenbar niederdrückend auf ihn wirkt, ihn entmuthige und seine Kräfte, noch ehe sie recht gestählt sind, breche. Gewiß begreifen Sie, wie mir diese Lage des lieben Bruders mit seiner Gattin und seinen beiden lieben Kindern zu Herzen gehen und viele Sorgen machen muß. —

So machen mir denn die Verhältnisse in Frauenfeld den Aufenthalt daselbst im höchsten Grade nachtheilig und unerträglich; und die übrigen Verhältnisse nöthigten mich, es zu verlassen, selbst wenn es mir so vortheilhaft wäre, als es mir schädlich ist. Ich müßte allerdings nur noch anderthalb Jahre hier bleiben, vielleicht, wenn es mich nicht so sehr erschöpft hätte, nur noch ein Jahr. Und in gewissem Sinne ungern entziehe ich mich dem Kampfe, den ich, als ich hieher kam, mir versprochen habe auszukämpfen. Aber schon bis jetzt, während es doch so gar lange noch nicht her ist, seit ich mich gegen das Herabziehende und Verflachende dieses Lebens ohnmächtig fühle, hat es mir die Seele für das Erhabenste und Idealste betäubt und stumpf gemacht; ich habe längst die innere Gewißheit, daß es mich bald ganz besiegen und umzingeln wird, wenn ich länger der Botmäßigkeit Frauenfelds wehrlos hingegeben bin. Und für diesen Verlust, den mir nie etwas wieder ersetzen wird,

<sup>22</sup> Auch die Glarner Geschichte in Daten von Otto Bartel und Adolf Jenny, Band 1, Glarus 1926, S. 392, vermerkt diesen Föhnsturm. Er fiel auf den 5. Januar. In Oberurnen warf er das große Fabrikamin der Firma Luchsinger um.

gibt es mir nur ein mit Vergeudung von Zeit und Kraft erworbenes dürres Wissen, und zwar so, daß ich fast glaube, mit einiger Nachhülfe für mich selbst in gleicher Zeit so viel erlangen zu können, als ich in dieser Hinsicht in Frauenfeld erlangen kann.

Aber wie ich nun nicht vorwärts kann und darf, so kann ich ohne Hülfe auch nicht zurück. Meine Gönner haben mich unterstützt, damit ich Geistlicher werde; der Stipendienfond hat mich unterstützt, damit ich Geistlicher werde; jedermann erwartet von mir, daß ich Geistlicher werde. Und trete ich nun zurück, so können Sie sich besser vorstellen als ich, was das für Folgen haben wird. Es stellen sich mir die nämlichen Schwierigkeiten, nur alle noch vermehrt und vergrößert, entgegen, wie nach meinem Austritt aus der Anstalt in Schiers. Hielte mich nicht auf der einen Seite die Pflicht der Dankbarkeit gebunden, und wären es auf der andern Seite nicht die Lieben, für die ich sorgen möchte, so würde ich für mich allein schon Wege finden. Aber diese Umstände eben sind es, die mich in eine peinliche Mitte nehmen, in der ich festgebantt dastehen muß. Ich hätte mich zuerst an meine Gönner gewendet, wenn ich nicht denken müßte, daß sie es mir sehr übel nehmen werden, wenn ich zurücktrete, und daß also dann weder mir noch ihnen geholfen sein würde. So aber *mußte* ich mir erst anderwärts Rath und Beistand suchen, und ich wußte mich nirgends zu wenden, als an Sie. Ich habe meine letzte Hoffnung auf Sie gesetzt. Sie kennen die Welt und die Verhältnisse; Sie wissen mir vielleicht Mittel und Wege. Meine Bildung ist freilich jetzt Stückwerk; ich hätte sie gerne, gerne vollendet; aber in diesen Verhältnissen ist es mir unmöglich. Vielleicht bin ich an geeigneter Stelle doch zu brauchen. Ich will thun, was in meinen Kräften steht; da diese für einmal erschöpft sind, so weiß ich freilich nicht, was ich damit verspreche; aber vielleicht könnte ich doch schon so viel erschwingen, als nöthig wäre, meinen lieben Bruder in geeigneter Weise zu unterstützen, und nach und nach wieder zu erstatten, was meine Gönner, der Stipendienfond und mein Vater für mich, seit ich nach Schiers gegangen bin, ausgelegt haben. Es beträgt dies zusammen ca. 2700 frc. (hiebei sind ca. 150 frc. Schulgeld, die mir nach Verfluß dieses Semesters die thurgauische Kantonsschule erlassen haben wird, ohne aber eine bestimmte Bedingung daran zu knüpfen, nicht eingerechnet). Denn erst, wenn ich mich von diesen Verpflichtungen gelöst haben werde, kann ich mich wieder freier fühlen. Um es aber zu thun, bedürfte ich freilich wieder eines Gönners, auf den ich mich in allen Lagen verlassen könnte. —

Wenn es Ihnen aber nicht möglich ist sich meiner anzunehmen, so bitte ich Sie inständig, daß Sie mir doch für diesen Schritt nicht zürnen. Es ist der letzte Anker, den ein Hoffnungsloser auswirft. Denn wie Sie schon aus meinen Gedichtchen ersehen werden, hatte ich mich noch vor wenig Zeit gänzlich aufgegeben. — Können Sie mir aber rathen und helfen, dann bitte ich Sie, daß Sie zwar von mir nicht Vieles erwarten, aber doch das Zutrauen in mich setzen, daß ich thun werde, was ich kann.

Ich habe noch einen Wunsch, den, daß dieser mein Schritt, ohne irgend jemandes Mitwissen gethan, (ich habe nur, um allzugroßer Überraschung vorzubeugen, meinen Nächststehenden dunkle Andeutungen davon gegeben) möglichst unbekannt bleibe. Insonderheit ist es mir sehr daran gelegen, daß in Frauenfeld niemand vor der Zeit etwas davon erfahre, denn unser Rektor scheut keinen Umweg, keine Verstellung, selbst keine Schmeichelei, wenn es sich darum handelt, in seinem Interesse und dem der Schule, Schüler vom Austritt abzuhalten. —

Nicht um als Dichter zu erscheinen, gewiß nicht, (denn ich verabscheue in innerster Seele die Sucht nach Ruhm und den elenden Ehrgeiz), sondern damit Sie mich und meine Gefühlsweise und meine Erfahrungen um so besser erkennen möchten, habe ich Ihnen die meisten meiner Gedichtchen hier beigelegt. Insofern nämlich Alle unmittelbar dem entflossen sind, was ich in innerster Seele empfunden habe oder was mich am meisten beschäftigt hat, glaubte ich, wären sie am geeignetsten, über mich selbst Aufschluß zu geben. Aber ich bitte Sie, wofern Sie diese meine Gedichtchen um ihres Unwerths willen nicht bei Seite legen, dieselben nicht weiter zu verbreiten. Die aus der Zeit meines Aufenthaltes in Schiers angeführten und einige aus der Periode meiner Selbststudien auf Filzbach ausgenommen, hat niemand sie gelesen, als eine liebe Freundin, die in manchen Gedichtchen genannt ist, und weiß auch niemand von diesen letztern, als etwa mein Freund auf Filzbach. Denn einmal mag ich nicht den Schein haben, als suchte ich einen Ruhm, den ich verachte, und dann enthalten diese Gedichtchen gleichsam meine innerste Natur, die, wie ich weiß, von manchen nicht verstanden würde, und die ich vor den Augen der Welt nicht bloßlegen möchte. — Also, ich bitte Sie, lassen Sie mich in dieser Hinsicht in einer Verborgtheit, die mir angenehm und unentbehrlich ist.

Aber, obwohl ich fühle, daß ich Ihnen hiemit noch lange nicht Alles mitgetheilt habe, was ich Ihnen sollte mittheilen können, um Ihnen ganz klar zu werden, darf ich doch Ihre Geduld nicht länger beanspruchen.

Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung für meine Kühnheit! Entschuldigen Sie mich ebenso, wenn ich auf diese Auseinandersetzung nicht die Sorgfalt habe verwenden können, die ich Ihnen bei einer so weitgehenden Bitte wohl schuldig gewesen wäre; es war mir bei der beschränkten Zeit, bei so angegriffener Seele und in solcher Erschöpfung nicht anders möglich.

Im Gefühle aufrichtigster Hochachtung zeichnet Ihr ergebener

*Jost Winteler*

Frauenfeld 31. August 66

## GEDICHTE

### I

Einige Gedichtchen aus der Zeit meines Aufenthaltes in Schiers  
(Herbst 1861 — Frühling 1863).

SPÄTJAHR 1862

*Des Winters Einzug*

Wie's in den Lüften rauscht und heult!  
Wie fallen Blätter nieder!  
Kein Wanderer auf der Straße weilt;  
Verstummt sind süße Lieder;  
Der Hain steht öd' und traurig da;  
Verhallet ist, so fern wie nah,  
Das lebensfrohe Jauchzen. —

Boreas treibt die Wetterfahn',  
Daß knarrend sie sich drehet;  
Die düstergrauen Wolken nah'n;  
Staub wallt und wird verwehet. —  
Schlaf' wohl, schlaf' wohl, du müdes Land!  
Es wiegt dich Gottes Vaterhand  
Jetzt ein in süße Ruhe. —

Bald deckt sich Wies' und Hain und Feld  
Mit weißem Todtenkleide:  
Es schlummert still die ganze Welt;  
Blaß steht die schöne Haide.  
Getrost, getrost! Du stirbst ja nicht,  
Natur! im holden Maienlicht  
Wirst neu du auferstehen! —

*Dem lieben Vater will ich trau'n!*

Dem lieben Vater will ich trau'n,  
Dem Vater in der Höh'!  
Auf ihn will ich die Hoffnung bau'n,  
Ihm klagen Angst und Weh!

Die Welt ist kalt und hart wie Stein,  
Die Welt gibt keine Ruh':  
Dem Sternenzelt, nur dem allein  
Streb' ich voll Sehnsucht zu.

O Friedensruh', o Gnadenschein,  
O ew'ger Heimath Lust:  
Wie arm, wie einsam würd' ich sein,  
Zögst du aus meiner Brust!

Gehetzt ein irres, scheues Wild  
Im starren Winterfrost:  
So flöh' ich hin durch das Gefild',  
Und fände keinen Trost! —

Es schwimmt der Kahn durch's Lebensmeer:  
Ihm fehlt des Segels Flug;  
Er hat nicht Mast, nicht Steuer mehr  
In nasser Wellen Trug;

Die Brandung tost, die Brandung bricht,  
Die Woge kommt und flieht —:  
Da hilft die Macht der Erde nicht,  
Die bald vorüberzieht. —

Wer rettet mich aus voller Noth,  
Wer führet mich zum Ziel? —  
Vor mir ist Nacht und Grab und Tod,  
Ich bin der Winde Spiel. —

Der Vater hilft zu jeder Zeit,  
D'rum ruf ich ihn nur an,  
Er ist zu retten stets bereit,  
Er ist's der retten kann!

Und wenn kein Stern in's Leben strahlt,  
Wenn Alles brechen will:  
«Es ist vollbracht!» Er ruft es bald,  
«Wir sind am Reiseziel»!

D'rum lobe ich und bete an  
Den Vater in der Höh',  
Der überall mir helfen kann,  
In Angst und Noth und Weh!

*Erinnerung an den heimathlichen Abend*

Dein gedenke ich im Abendhauche,  
Dein gedenke ich beim Sternenschein:  
Könnst' ich doch nur ein paar Augenblicke,  
Traute Heimath, nun in dir mich freu'n! —

Sanfter Friede wohnt auf deinen Auen,  
Die mein thränend Auge nicht mehr schaut.  
In der Ferne säuselt mir der Zephyr  
Nie so süß, so liebend und vertraut.

Heil'ge Stille auf der Heimath Höhen,  
Wenn die Sonne sank am Bergesrand;  
Wenn im Osten über lichte Hügel  
Feiernd dann der Silbermond erstand!

Und, getragen von der Lüfte Schwingen,  
Die das Grün der Fluren sanft geküßt,  
Haben mich der Abendglocke Töne  
Mit dem leisen Friedensgruß begrüßt.

Lispelnd regten sich des Haines Blätter;  
Kühlung wehte durch der Heimath Flur. —  
Sei mir unvergeßlich ewig theuer,  
Heimatherde, friedliche Natur!

Zeile 15: Der Abendglocke Töne: Von Neu-St. Johann und Neßlau. In Schiers kannte man, wenigstens während meines Aufenthalts daselbst, kein Abendgeläute.

*Offb. Joh. 14,13*

Selig sind die Todten, die da schlafen  
In der Erde kühlem Schooß!  
Selig sind, die mit des Geistes Waffen  
Siegreich kämpften um das bess're Loos! —

Selig sind, die in dem Herrn gestorben,  
An des Heilands treuem Herz!  
O, das Schönste haben sie erworben;  
Gottes Stimme rief sie heimathwärts.

Selig, selig alle sie, die Treuen;  
Und erlöst von Erdennoth und Müh',  
Ferne des Geschickes ernstem Dräuen,  
Ohne Leiden, ruh'n und schlummern sie.



Ja, des Geistes Stimme spricht von Oben:  
«Ruht von Eurer Arbeit aus!  
Gut sind Eure Seelen aufgehoben  
In der Heimath, in des Vaters Haus!

Schlafe sanft, du Asche ihrer Hülle  
Unter'm schwellend grünen Rasendach!  
In die Seligkeit der ew'gen Stille  
Folgen ihnen ihre Werke nach.»

*Psalm 23,4*

Und ob auch meine Wanderfahrt  
Durch dunkle Thale geht  
Wo man, nach schwacher Menschen Rath,  
Ganz ohne Hoffnung steht,

Wo Finsternis, und ödes Grau'n,  
Und ew'ge Nacht nur ist,  
Wo man kein irdisch Licht mag schau'n  
Und Sonnenlicht erlischt:

Da bin ich dennoch unverzagt,  
Ob ich auch traurig bin,  
Und ob mir auch kein Morgen tagt  
Und Thränen fallen drin.

Denn Gott, der allerbeste Herr,  
Der steht auch da mir bei,  
Ja, er verläßt mich nimmermehr,  
Wie bang es immer sei.

Er ist mein Stab in jeder Noth,  
Mein Stecken allezeit,  
D'rum, sei es Leben oder Tod,  
Mit ihm bin ich bereit.

Zeile 3: Rath so viel als: Meinung, Ansicht.

*Und wenn ich schlafen ging'?*

Und wenn ich schlafen ging in's Todtenhaus,  
Und wenn ich schlummerte in Grabesnacht,  
Und wenn ich flöhe aus der Welt hinaus —  
Was für ein Opfer hätte ich gebracht?

Kein anderes, als eine Spanne Zeit,  
Die nichts gewährt, als Müh' und eiteln Tand;  
Dagegen tauscht' ich eine Ewigkeit  
Voll Freuden ein, die nie ein Mensch empfand.

Ein schwaches Kind trat ich in's Leben ein,  
In dieses Prüfungsland, und sah' es nicht;  
Ein schwaches Kind werd' ich dann wieder sein,  
Wenn mir dereinst das Herz im Tode bricht.

Müh' ist das Leben, seit des Höchsten Fluch  
Den Menschen aus dem Paradiese trieb,  
Und Mühe folgt ihm bis in's Leichentuch;  
Er wird geschüttelt in des Lebens Sieb;

Und wenn er frühe fällt als reifes Korn  
In Gottes Tenne, seiner unbewußt:  
Dann hat er Mißgeschick und Müh' verlorn,  
Und findet einer ew'gen Heimath Lust.

Zeile 6: «Mühe» bedeutet hier nicht: die Arbeit, die das Leben würzt, sondern: vergebliche, eitle Mühe, Mühsale.

*Meine Heimath ist nicht hier*

Meine Heimath ist nicht hier!  
Fern sind ihre holden Auen,  
Darf hienieden nicht sie schauen! —  
Meine Heimath ist nicht hier.

Meine Heimath ist nicht hier!  
Davon zeugt des Frühlings Blühen,  
Zeugt der Sonne Morgenglühen:  
Meine Heimath ist nicht hier!

Deine Heimath ist nicht hier:  
So sagt mir der Sommer leise,  
Sagt's der Herbst in seiner Weise:  
Deine Heimath ist nicht hier.

«Heimathland ist ferne dir!»  
Tosend ruft's des Winters Schauer,  
Senkt das Herz in stille Trauer:  
Heimathland ist ferne mir.

Meine Heimath ist nicht hier!  
Fern sind ihre holden Auen! —  
Wann, ach wann werd' ich sie schauen,  
Meine Heimath, die nicht hier? —

1863

*6. Januar*

Ich kehrte aus den Neujahrsferien von Filzbach nach Schiers zurück und schrieb auf der Eisenbahn, längs dem Ufer des vom Föhn aufgeregten Walensee's, Folgendes:

Brause, du stürmischer See,  
Klage dein inneres Weh!  
Klag' es der felsigen Stirn,  
Klag' es dem eisigen Firn',

Was dir im Busen wühlt,  
Was dich mit Grauen füllt:  
Klage! du klagest mit mir!  
Klage! ich leide mit dir! —  
«Fliehen muß Welle auf Well',

Findet nicht bleibende Stell';  
Woge um Woge verschwimmt,  
Auswärts die Pfade sie nimmt.  
Fort von den Firnen so schön,  
Fort von den blumigen Höh'n,

Fort in's unendliche Meer  
Jagt mich der Stürmenden Heer,  
Gönnet nicht Rast noch Ruh,  
Treibt mich dem Grabe zu:  
Das war mein bitterer Groll,

Als wild im Sturme ich schwoll!» —  
Heimischer, traulicher See:  
Klagent mein eigenes Weh! —  
Fort von dem Vaterhaus  
Treibt mich die Pflicht hinaus,

Fort von der Mutter Brust,  
Fort von der Heimath Lust,  
Fort von der friedlichen Flur,  
Fort von der stillen Natur,  
Fort in des Säemanns Feld

Ruft mich der Vater der Welt! —  
Und von des Liebchens Herz  
Scheid' ich mit stummem Schmerz! —  
Doch, ob es brauset und wallt,  
Ob es nun schwüle und kalt,

Ob es nun heiter, ob trüb —:  
Groß ist des Himmlischen Lieb'! —  
Vater, ich traue dir,  
Traue dir für und für,  
Helfer in jeder Noth

## Bleibest du, liebender Gott! —

Zeile 29: In des Säemanns Feld: Anspielung auf meine Bestimmung zum Geistlichen.

Zeile 31: Hier wird zuerst die in meinen spätern Gedichtchen oft genannte Luisa berührt. Nicht ohne Widerstreben nenne ich ihren Namen und was sich an sie knüpft. Aber wer Zutrauen wünscht, muß offen sein. — Ich mußte also den bitteren Kelch einer zwar schönen und idealen, aber allzufrühen und unglücklichen Liebe trinken. Diese nahm ihren Anfang kurz vor der Zeit, in der das vorige Gedichtchen entstand; Geschick und Unbestand erschütterten sie später, nachdem sie kaum ein paar Tage (nach dem 31. März 63) glücklich und getheilt gewesen war, und Untreue machte sie völlig zur unglücklichen nach dem 23. Juni desselben Jahres. — Verzeihen Sie einem zu wenig gezügelten, aber reinen und schuldlosen Gefühle!

### *Für Luisa*

Laß mich auf des Geistes Adlerschwingen,  
Muse, auf zum ew'gen Lichte dringen,  
Das von Himmelshöhen freundlich strahlt!  
Laß mich in der Ewigkeiten Gründen  
Gottesruh' und süßen Frieden finden,  
Daß ich betend meine Hände falt'! —

Droben muß das kalte Herz erwärmen,  
Dort, in unsers Gottes Liebesarmen,  
Droben, an der treuen Vaterbrust!  
Jesus Christus, guter Seelenhirte,  
Wenn mich je die Welt von dir entführte,  
Laß mich fühlen Wiedersehens Lust!

Ach! wie bang ist es im Geistesringen,  
Wo die finstern Mächte Herzen zwingen,  
Wo der Leidenschaften Meer erbraust!  
Tausend Pfeile stellen nach dem Leben,  
Das der Seele du, o Gott, gegeben,  
Hier, wo, bis du richtest, Satan haust.

Es verwelken in der Sündenhitze,  
Es vergeh'n im Glüh'n der Höllenblitze  
Viele zarten Blumen deiner Au:  
Vater, schütze sie mit deinen Händen! —  
Du allein kannst alles Böse wenden!  
Feuchte sie mit deines Himmels Thau!

Jesus Christus! Sieh', ich fleh' im Staube:  
Laß Sie nicht der falschen Welt zum Raube!  
Ziehe du Sie, Ewiger, zu dir!  
Du allein, du kennest die Gefahren:  
Ach, vor ihnen wirst du Sie bewahren!  
Diese süße Hoffnung schenke mir.

Der du kennest ihres Herzens Triebe,  
Jesus Christus, deine zarte Liebe,  
Deine Treue senke in Ihr Herz! —  
Weltversöhner, hoher Friedebringer,  
Laß uns werden deine lieben Jünger,  
Treu vereinet durch der Trennung Schmerz!

Ja, wenn du gezählet alle Thränen,  
Wenn gemessen ist das stille Sehnen,  
Wenn dein Rath es ausgeführet hat, —  
Dann, o Jesu, dann vollend' mein Flehen,  
Gib Vereinung, gib uns Wiedersehen,  
Freudenernte jeder Thränensaat! —

Kaiser Julians Tod:

*Du hast gesiegt, Galiläer!*

Es brauste über's Feld das Schlachtgewühl.  
Die neuen Perser floh'n in wilder Flucht.  
Gefallen waren kühner Helden viel.  
In Feindesherzen glühte Rachesucht.

Und wüthend drang die Schaar der Römer nach.  
Mit ihnen war der Kaiser Julian;  
Vergessend eines Streites Ungemach  
Verfolgte er des Sieges blut'ge Bahn.

In seines Herzens dunkler Todesnacht  
War zweier Teufel Freude nun zugleich:  
Den Christen hatte er Gefahr gebracht,  
Zerstöret nun ein großes Feindesreich.

So flog er hin auf seinem schnellen Roß,  
Verfolgend einen flücht'gen Reiterschwarm. —  
Da sammelt sich um ihn ein Feindestroß;  
Es fasset ihn des Höchsten Rachearm.

Vergebens schlägt mit sieggewohnter Faust  
Er in des Feindes große Übermacht.  
Es dunkelt. Und der Todesengel rauscht  
Mit seinen Flügeln durch die Kampfesnacht.

Und sausend fliegt durch Busch und Luft daher,  
Geworfen von des Feindes Rachehand,  
Des Zieles sicher, eines Reiters Speer,  
Fährt durch des Kaisers Rüstung und Gewand.

Vom Pferde sinket er mit bleichem Mund,  
Und aus der Wunde quillet heiß das Blut.  
Da thut er sich im langen Scheiden kund,  
Als schon der Tod auf seinen Zügen ruht:

Du hast gesiegt, o Galiläer-Mann!  
Vergebens flucht' ich deiner Jünger Zahl!  
Du hast gesiegt! — Des Lebens Strom verrann:  
Ich sterbe! Ach, mir bleibet keine Wahl! —

Und mit des Armes letzter Muskelkraft  
Wirft er zum Himmel nach dem Sternenlicht  
Das dunkle Blut. — Der kühne Arm erschlaft,  
Das Herz wird still, das wilde Auge bricht.

Zeile 15: Feindestroß: hier allgemein für: feindlicher Trupp.

Daß eine so schwermüthige Stimmung sich durch die meisten der hier angeführten und der andern dieser Periode angehörenden Gedichtchen zieht, ist eine Folge der damaligen Verhältnisse in Schiers; doch neigt sich mein Gemüth von Natur einer gewissen Schwermuth zu.

## II

Gedichtchen aus der Zeit meiner Selbststudien auf Kerenzen (Filzbach)  
vom Frühling 1863 bis zum Frühling 1864

*28. April*

Ihr Tage süßer Wonne, wie so bald  
Verwelket ihr für mich auf ewig nun,  
Und lasset mich zurück, allein und bloß,  
Und einsam, still und traurig!

O schwer ist meines Herzens bange Last  
Und drückt mir fast das junge Leben ab;  
Ja, wär' es aus, und fühlt' ich nimmermehr  
Der Erde finstre Qualen!

Allein, wie du, o Vater, willst, so sei's!  
Ich trage muthig all' das schwere Leid,  
Wenn du mit deiner Kraft mir nahe bist,  
Und tragen hilfst das Leben!

Herr Jesu! Sprich zu mir des Trostes Wort:  
«Mein Friede sei mit dir, todmattes Herz,  
Verlaß dich nur auf meinen starken Arm;  
Ich trockne deine Thränen!»



Doch bitt' ich nicht für mich allein, o Herr.  
Erbarmungsvoller, nimm das schwache Kind,  
Für das umsonst so lange ich gefleht,  
An deine Liebeshände!

Und rechne ihm die Schulden niemals zu,  
Und nie den Schmerz, womit es mich betrübt!  
O laß es, Starker, — Herr, vernimm mein Fleh'n! —  
Doch ferner nicht mehr fallen!

Und welche Wege du es immer führst,  
O führ' es nur zum sel'gen Reiseziel!  
Und laß uns droben, soll es hier nicht sein,  
In deiner Lieb' uns finden!

Ja, auf den Himmelsauen sanft und mild  
Bewahre uns ein selig' Wiederseh'n!  
Dort blüh' es schöner, was der böse Feind  
Uns beiden hier entrissen!

*24. Juli Fosen*

(ein Berggut, hoch oben in den Berggeländen des Obertoggenburg) :

In des Abends letzter Dämmerstunde  
Weckt ein Sehnen mir der Wehmuth Lieder;  
Und im Herzen brennt die alte Wunde  
Jenes Schmerzes, ach! auf's neue wieder!

Ruhig zieh'n die Wolken dort nach Süden;  
Milde leuchten jene trauten Sterne,  
Die in ihrem Laufe nie ermüden,  
Rastlos eilend durch die blaue Ferne. —

Einstens sah ich sie so wonnetrunken,  
Leuchtend klar am blauen Abendhimmel;  
Doch der schönste ist hinabgesunken,  
Ach, hinab, in's wirre Weltgetümmel!

Wollte mich mit seinen Strahlen schmücken,  
Wollte Licht von seinem Lichte borgen.  
Ach, ich sah ihn, sah ihn mit Entzücken,  
Bis er schwand, geraubt vom nahen Morgen.

Manchen Abend sah ich wiederkehren,  
Manche Tage sah ich wieder grauen:  
Doch in allen jenen Sternenheeren —  
Ihn, den meinen, konnt' ich nicht mehr schauen.

Sternenwelt! mit meiner Jugend Glück  
Nahmest jene Leuchte du zurück.  
Ach, des Schicksals nie gebeugte Hand  
Rückte ferner holder Zauber Land!

## IM SPÄTSOMMER UND HERBST 1863

### *Abendgedanke*

(im Berg, bei Filzbach)

Es sinket still der Abend nieder;  
Das tiefe Blau durchwebt die Nacht;  
Der Herbst bedeckt die Felder wieder;  
Im Süden winkt den letzten Gruß  
Der Sommer, flieht, und alle Pracht,  
Der Sonne Gluth, die er gebracht,  
Er nimmt sie, da er scheiden muß,  
Und lispelt leis den letzten Gruß.

Der Mond ist feiernd aufgestiegen,  
Und auf die Höhen blickt er mild;  
Im Schatten noch die Thale liegen;  
Im blassen Schimmer glänzt das Land;  
Im Sternenscheine das Gefild;  
Fern ist des Lenzes Lustgewand,  
Und trauernd ruht das stille Land.

O Abend, deck' mit deiner Kühle  
Liebkosend alle Müden zu;  
Und stärke, die im Kampfgewühle  
Empfanden dieses Lebens Schmerz;  
O wiege sie in stille Ruh'!  
Und denke auch an's matte Herz,  
Das tief empfand den tiefsten Schmerz.

*Bitte*

Leise flüstern im Winde die herbstlichen Büsche;  
Friede durchathmet die Welt, die verborgene, stille;  
Ruhig wartet des Schlummers die welkende Erde,  
Neigt sich, zu sterben; es fordert's der göttliche Wille.

Blumen fliehen dem nahenden Finger des Frostes;  
Fluren erleichen, entbehrend des wärmenden Strahles;  
Murmelnd fließt von der Höhe des Berges herunter  
Spärlich und sinnend der Bach hinein in die Rinne des Thalcs.

Du, der Blumen gestreuet, o Vater des Weltalls,  
Blumen zertritt: Dein Schaffen, Erhalten, — Vernichten,  
Lehre mich fassen, und lehre mich gläubig und kindlich  
Deiner Blumen mich freu'n, und auch — auf Blumen verzichten.

Zeile 8: der Bach: nämlich der Filz-Bach. — Bis zum Neujahr 1864 hatte ich mich, seit jenem 23. Juni, in die stillen Britterberge bei Filzbach, wo meine nächsten Verwandten sind, zurückgezogen, und lebte da meinen Studien.

*An einem Herbsttage*

Sinnend streicht des Nebels Schneegefieder  
Über Fluren, die der Herbst gebleichet,  
Über Höhen, die des Winters Mantel  
Deckt mit weißem, leichtgewobnem Schleier;

Durch die Thäler, deren dunkle Furchen  
Schweifend enden tief in den Gebirgen.  
Leise flieht er durch die Tannenforste,  
Legt sich feuchtend in die Buchen nieder,  
Deren letzte, buntgefärbte Blätter

Leicht im kalten Nordwind niederflattern.  
Sterbend neigen sich die Blumenkelche  
Später Flora still zur Mutter Erde;  
Sterbend sinket, was die Zeit erschaffen,  
In den Schooß der zeitumwundnen Tiefe.  
Und dem Tag des Wiederaufstehens  
Wartend in dem weiten Grab des Lebens,  
Dessen Moder neues Leben wecket,  
Schläft nun süß der Samen Riesenmenge,  
Schläft die Puppe bunter Schmetterlinge,

Schläft in Wurzeln nun die Blum' des Feldes,  
Schlafen nun im Knospenmund der Blätter  
Süß und ruhig zarte Vogellieder,  
Schläft in mancher tiefen Felsenspalte  
Muntrer Quellen frohes Frühlingsrauschen. —

Alles schlummert ein im Arm der Liebe,  
Deiner Liebe, großer Weltenvater,  
Legt vertrauensvoll sich dir zu Füßen,  
Preist im Todtenkleide dich, den Schöpfer,  
Schmückt sich dir mit weißem Feierkranze,

Dich im Tode selbst noch anzubeten!

Zeile 3: die des Winters Mantel usw.: d. h. die der Winter jetzt mit weißem, leichtgewobnem Schleier (es ist der erste Schnee an den Bergabhängen gemeint) deckt, womit er begonnen hat, seinen Mantel (tiefen Schnee) auf sie zu senken.

Zeile 8: in die Buchen, d. h. hier so viel als: ins Laubholz, im Gegensatz zu den Tannenforsten.

19. September

*Auf Neuenalp*

Endlich schau' ich froh in's Thal hinunter  
Von des Berges lichtbekränzter Höhe;  
S'ist zum ersten Mal, seit langen Tagen,  
Daß ich Welt und Sorg' zu Füßen sehe.

Halme neigen sich im Hauch des Windes,  
Frei entsprossen einer Handvoll Erde,  
Die ein Samenkorn in Felsenritzen  
Fand, und keimte hier in freien Lüften.  
Sanft erschallen, um die fels'gen Zacken

Weich sich windend, Heerdenglockenklänge,  
Schweben aufwärts durch die Alpenhöhen,  
Grüßen leise, und verhallen wieder. —  
Freundlich kränzt, im reichen Herbstgewande,  
Dort des Berges Fuß das stille Dörfchen,

Scheinbar, friedlich; doch im Weltentaumel  
Hat auch es des Friedens Gold verloren. —  
Drunten dann, im tiefen Felsenthale  
Spielen sanft des Sees blaue Fluthen;  
Kähne eilen durch die zarte Fläche;

Wasser stürzen in die dunkle Tiefe;  
Berge spiegeln sich im blauen Grunde:  
Ihre Gipfel sind Altäre Gottes,  
Wolken drauf die niemals noch berührten  
Opferbrände, die zu seinem Lobe

Hoch empor zum blauen Himmel rauchen.

Zeile 14: das stille Dörfchen: Filzbach.

Zeile 15: Weltentaumel, für: Welттаumel.

30. October

*Denkspruch an eine junge Linde, die ich setzte*

Der dich gepflanzt, o Lindenbaum  
Auf dieser Höhe lichten Raum,  
Er dacht' an einen Jugendtraum,  
Und nannte dich: Erinnerung.

So strebe frisch empor und leicht;  
Und wenn durch deiner Blätter Grün  
Dereinst der sanfte Zephyr streicht,  
Im Westen roth die Wölklein glüh'n:  
Dann rausche laut: Erinnerung!

Und wenn dereinst mein Auge bricht;  
Wenn mich der kühle Rasen deckt;  
Wenn dich mein Geist im Sternenlicht  
Aus deinen nächt'gen Träumen weckt:  
Dann säusle leis: Erinnerung!

Wenn einst sich dir die Krone neigt,  
Zum letzten Mal gen Himmel zeigt —:  
Noch ehe dein Geflüster schweigt,  
O lispel noch: Erinnerung! —

Zeile 7: gerade dann, weil um jene Tageszeit und an einem Sommerabend, da der Zephyr wehte und im Westen die Wölklein rosig glühten, mich jenes Leid des 23. Juni getroffen hatte.

Einleitung zu einigen Gedichtchen, die ich auf seinen Wunsch  
Herrn Pfarrer Zwicky in Obstalden übergab.

Als mir ein Sturm die Seele einst durchbebt,  
Und tiefer Schmerz das junge Herz durchbohrt;  
Als jede Freude mir in Kummer schwand,  
Und jeder Tag mir durch Erinnerung  
Mit Dornen meines Lebens Weg bestreut:

Da schaut' ich noch mit thränenbleichem Blick,  
Verlassen, flehend zu den Sternen auf, —  
Und legte seufzend dann in meinem Gram  
Die Leyer aus der kampfesmüden Hand.  
Still lag sie lang, und selten klangen nur  
Die Saiten, — war's, daß träumend ich vielleicht  
Sie noch berührte: doch nur Trauertön  
Entschwebte ihnen, der zu mir nur drang,  
Und dann verhallte, leis und ungehört. —  
Die Zeit entfloh, und stiller ward das Herz,  
Und stiller floß das aufgeregte Blut,  
Von einem wilden Weh gehetzt, das ich  
Zum ersten Mal, — zum letzten wohl! — empfand.  
Allmählig kehrt die Ruhe mir zurück.  
D'rum wache zum Gesange auf, mein Geist!  
Es sterbe nicht der Musen Gabe dir.  
Und ist sie klein, so muß sie desto mehr  
Geübet werden, daß die kleine Kraft  
Nicht müßig bleibe in der Erde Schooß.  
Durch Muth und Willen wird das Kleine groß.

1864

*Am Neujahr*

Mit dir beginn ich das Jahr, mit dir, alliebender Vater,  
Und erfass' mit zitternder Hand die starke und gnädige deine.  
O stoße mich niemals zurück, und führe mich hin durch's Getümmel  
Der irdischen Fluth, o Gott, und leite mich gnädig durch Stürme,

Drin erbebt das zagende Herz, und bringe nach siegendem Kampfe  
Gütiger Vater! mich hin zu deinem so herrlichen Ziele!  
Alle umfasse du, die näher mit mir du verbunden:  
Alle segne du mit deiner unendlichen Fülle  
Himmlischen Segens; und sei Beschützer und gnädiger Helfer

Allüberall, so weit der Himmel sein bläuliches Zelt spannt.  
Vater, ich lege mich selbst und alle Geliebten, ja Vater,  
Lege die ganze Welt, die ganze unglückliche Menschheit,  
Dir an die Brust! — O laß daselbst mich immerdar ruhen,  
Großer, bis einst dein Geist mir winkt hinüberzukommen,

Wo der sehrende Blick an dir sein Sehnen wird stillen!

Zeile 4: durchs Getümmel der irdischen Fluth: Ich wußte damals, daß ich in der nächsten Zeit wieder irgendeine Schule (Gymnasium) besuchen mußte, und wußte zwar noch nicht wo, aber doch so viel, daß das Schulleben ein mechanisch bewegtes wäre und darum eben mir nicht zusagen könnte.

### *6. Januar*

O, daß Menschen ihr selbst euch dieses Lebens so viele,  
Große Mängel vermehrt, und Schmerz und Gift, statt zu trösten,  
Gießt in die Wunden des Tod's, euch selbst zum Verderben und Falle!  
O, wann werdet ihr doch den wahren Frieden erkennen?  
Wann als Brüder allhier beleben und wirken und trösten?  
Wann durch himmlische That Kinder des Himmels euch nennen?

Diese Verszeilen niederzuschreiben, veranlaßte mich folgender Vorfall:

Eine Familie auf Kerenzen hatte vor etlichen Jahren das Unglück, daß eines ihrer Glieder sich selbst das Leben nahm. Eine Nachbarfamilie war roh genug, dies jener bei jeder Gelegenheit kränkend vorzuhalten; da widerfuhr dieser um die Zeit, in der das Gedichtchen entstand, das nämliche Unglück. Sie wollte es aber geheimhalten. Ich denke, um sich zu rächen, drang dann aber jene erste Familie, soviel ich mich entsinne bei Anlaß der Bestattung, auf Untersuchung beim Verhör-  
amt und brachte so auch das Unglück der letztern vor die Öffentlichkeit.

### *2. Februar*

Es wogt im Herzen Wohl und Weh  
Gleich Wassern auf und ab  
Und wechselt, wie die Fluth der See,  
Die steigt, und sinkt hinab.



Nur selten wohl im wilden Sturm,  
Mein Herz, erhebst du dich;  
Doch wie die Wetterfah'n am Thurm  
Im Windhauch wendet sich:

So schlägst auch du den sanftern Schlag  
Und nimmer wirst du still —  
Bis nach des Lebens letztem Tag  
Du ruhig schlägst am Ziel.

*10. Februar*

Menschen werden, und sind, und fallen dahin, wie die Blätter  
Welken im Nord und stieben dahin im Rauschen der Winde.  
Leben und Tod, sie beide faßt eine Minute zusammen.  
Dennoch wissen sie gleich, daß aller das Ende einst wartet,  
Alle des Augenblicks schnell gewordne, zertretene Frucht sind:  
Dennoch träumen sie fern ihr Ende und schlafen — wie sorglos —  
Bis in des Todes umnachtendem Hauche ihr Auge erlischt.

Veranlaßt durch einen plötzlichen Todesfall.

10. März

*Nachruf an einen früh verblichenen Freund*

Freund!! leb, wohl!! — Dich rief jene höhere Welt nach Oben!  
Frei ist dein Geist von der irdischen Hülle der Seele und kräftig  
Strebst du empor im Lichthauch höherer Welten und Sphären.  
Uns entrissen! — Doch über dem Grabe spricht leise dein Schatten:  
«Trennung nur auf der Erde birgt tief im bitteren Schoße  
Jene süßeste Frucht des Wiederseh'n's: Wiedervereinung.»

27. März

*Abschied*

Die Dämmerung sinket auf die bleiche Flur;  
Es ist die düstre, die mein Auge hier  
Für lange Zeit zum letzten Male sieht;  
Und diese Erde deckt die letzte Nacht  
Mit ihrem Dunkel; bringt die letzte Ruh'  
In's müde Herz, das mir so schwer nun wird. —  
Leb Alles wohl! Kaum leiht die Muse mir  
Noch diesen Gruß, noch diesen Scheidewink  
All' dem Geliebten; denn das Leben ruft  
Mit ernster Stimme ferne mich hinaus;  
Und folgen muß ich; es ist Gottes Hand;  
Und folgen will ich, zieh'n in's fremde Land,  
Dieweil des Schicksals Finger ernstlich zeigt  
Nach diesem Pfad, nach diesem, ernsten, Ziel. —  
Leb', Heimath, wohl!! — Nie kehr' ich wohl zurück,  
Zurück zu dir! kaum einen Augenblick  
Wird's sein, wenn nicht in dem geborgten Kahn  
Des Abgrunds Woge eher mich verschlingt, —  
Und aufwärts mich zu höherm Ziele bringt.  
Wie Gott es will! — Zieht nun die Anker auf;  
Wir schiffen kühn in's wilde Meer hinaus!  
Frisch auf, Matrosen, spannt die Segel aus!  
Frisch auf, Matrosen, ein in's Sturmgebraus! —

Nachdem ich, wie früher angedeutet, bis gegen Neujahr 64 in jenem stillen Asyl «im Berg» gewesen, weilte ich von da bis Ende Februar noch in der Nähe des Dörfchens Filzbach, und von Ende Februar an, noch einen Monat im Obertoggenburg, auf der stillen «Fosen». An dem Abend, da ich des folgenden Morgens nach Frauenfeld den Weg antrat, schrieb ich obiges Gedichtchen nieder.

## II

Hochgeehrter Herr Landammann!

Vor Allem empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre liebevolle Theilnahme an meinen Verhältnissen, meinem Geschick! — Ich zweifle nicht, daß ich an Ihnen den väterlichen Freund gefunden habe, den ich suchte und dessen ich so sehr bedarf; denn Sie werden mich verstehen, wenn ich anders im Stande bin, mich verständlich zu machen. Aber freilich, das wird mir wohl schwer fallen; denn was ich Ihnen zu diesem Zwecke auch jetzt noch mitzutheilen habe, ist verschiedener und verwickelter Art, und all die vielen und mir selbst nicht immer ganz klaren Beengungen meines Herzens, welche stumm und allein zu tragen ich längst gewohnt bin, hindern mich recht sehr, mich genügend und klar zu äußern.

Ich berühre zunächst meinen religiösen Standpunkt, über den Sie Auskunft wünschen. Sie haben denselben in Ihrer dritten Annahme am nächsten bezeichnet. — Ich zweifle an keiner der biblischen Wahrheiten, aber keine der unter einem bestimmten Namen sich darstellenden religiösen Richtungen sagt mir zu. Die einen machen mir aus der Religion eine zu äußerliche Formensache, und eine zu knechtische, sklavische Anbeterei; auch entbehren sie mir zu sehr der Aufrichtigkeit und Lauterkeit. Von den andern will ich gar nicht reden: Ich finde in ihnen wenig oder keine Religion. — Ich gehöre zu denen, die von der Religion am liebsten schweigen und sie, statt an äußere Formen und Dogmen gekettet, vielmehr nur im Grunde der Seele gefühlt wissen wollen. Die seelenlosen, nicht der Wahrheit zulieb, sondern wie mir scheint, zumeist aus Parteilust und Ehrgeiz geführten theologischen und philosophischen Streitigkeiten, das hochmüthige, flache, verstandesmäßige Grübeln an Dingen, die ewig kein Verstand erfaßt, weil sie nicht im Bereiche des Verstandes sind, kann ich durchaus nicht leiden. Alles, was an diese Art anstreift, verwundet mein Interesse auf's schärfste und nachhaltigste. Darum beleidigt mich Frauenfeld gerade auch in dieser Hinsicht, und es liegt hierin mit ein Grund, daß ich mich innerlich so erschöpft fühle. Ich kann gerade auch um dieses Umstandes willen in dieser Zeit nicht Geistlicher werden. Wohl fühle ich mich berufen, für die Religion zu wirken, aber nicht von der Kanzel herab und im Amtskleid, und wo ich dafür besoldet bin. Dagegen möcht' ich mir für mich selbst Alles, was dies Gebiet berührt, und worüber ich noch nicht im Klaren sein kann, zurechtlegen. Soll ich

aber über die Religion direkt und indirekt von unsern ehrsüchtigen, mit Phrasen und Lehrsätzen prunkenden Weisen belehrt werden, so zerreißt das mir das Herz und übertäubt es ganz; alsdann werde ich das Wahre in mir selbst nicht mehr fühlen und finden; und was mir zu heilig war, zu nennen, als ich es kannte, darüber werde ich nicht mehr lehren und predigen mögen, nachdem ich selbst es nicht mehr kenne, und so werde ich weder außer mir noch in mir einen Halt mehr finden. Glauben Sie ja nicht, daß dies nur Vermuthungen und Befürchtungen seien; ich kenne in dieser Hinsicht meine Natur allzu gut. —

Sie ermuntern mich, daß ich mir einen neuen Lebensplan formire. Das muß allerdings sein, und ich wollte mich gerne daran machen, wenn ich nur freie Hand, freies Herz und freien Sinn hätte. Aber zuvor muß ich mich wieder frei fühlen, ganz frei, und muß mich erholt haben. Und dann fragt es sich in meinen Verhältnissen weniger, was ich will, als was ich kann. Was ich will — darüber war ich mit mir selbst schon lange ziemlich einig. Ich bin Naturmensch, des gekünstelten Lebens ungewohnt, und ich kann und mag mich nicht dran gewöhnen: Viel lieber nicht sein. Meine Seele ist geschaffen, fühlend Alles was um sie vorgeht, aufzunehmen; sie ist weich, etwas schwebend und schwankend bei wechselnden Eindrücken, reizbar, leicht zu exaltiren, ohne daß sie sich jedoch bleibend von einem bestimmten Mittelpunkte entfernte. Stille und Einsamkeit sind meine Elemente; ein gewisser Wechsel und Mannigfaltigkeit sind mir zuträglich; bewegtes Leben vermag ich nur zu ertragen, so lange es einen idealen Schwung hat; lautes, buntes, verworrenes Getriebe, die enge Alltagswelt, sie sollten mir nicht näher sein, als daß ich sie kennen lernte, und dazu bedarf es nicht besonders viel. Doch muß ich beifügen, daß ich vielleicht mehr ertragen könnte, als ich mir jetzt selbst zutraue, wo ich mich frei und unabhängig fühlen dürfte. Am meisten kann ich ausführen, wenn man mich möglichst mir selber überläßt und mir volles Zutrauen schenkt. Willkürlicher Zwang und gebieterisches Wesen empört mein ganzes Wesen und macht mich ziemlich bald zu Allem unfähig; Mißtrauen verbittert und vergiftet mich; Liebe und Offenheit hat mich bald gewonnen und thut mir in innerster Seele wohl. — Mein Geist leidet in mancher Hinsicht an einer gewissen Schwerfälligkeit; so z. B. kann ich klar denken und überlegen nur wenn ich allein bin, und für Augenblicke bin ich bald verwirrt; ebenso finde ich mich etwas langsam in gewisse rasche Übergänge. — Mein bisheriges Geschick hat auf meine Natur allzu wenig Rücksicht genommen, darum eine gewisse Ungleich-

mäßigkeit in der Entwicklung meiner seelischen und geistigen Anlagen, und eine gewisse innere Zerrissenheit. — Mit der Zeitrichtung, wenn ich sie nämlich bis jetzt recht verstanden habe, bin ich in manchen Dingen in entschiedenem Widerspruche. Was sie Gutes an sich hat, erkenne ich gerne an; aber ihrer faden Vernünftelei, ihrer glänzenden Hohlheit, ihrer sinnlichen Verfeinerung, ihrer Gemüthlosigkeit, ihrem Dünkel, bin ich durchaus feind. Die Grundzüge der idealen Welt, der ich die wirkliche entgegengeführt wissen möchte, sind Einfachheit, Biederkeit, edle Sitte, reine, brüderliche Liebe, durchdringendes religiöses Gefühl. —

Auf Ferien, wie Sie vermutheten, kann ich mich nicht sehr verträsten. Wohl nahen die Herbstferien, aber sie werden nur drei Wochen dauern, und sind gewöhnlich durch allerlei lästige Aufgaben (z. B. Repetitionen ganzer Hefte voll Physik und Mathematik, und drgl.) getrübt. Frauenfeld, so lang ich ihm angehöre, folgt mir auch in die Ferien; genugsam erholen kann ich mich während derselben nicht mehr, wie ich es aus Erfahrung weiß. Und dazu erwarten mich zu Hause wieder Sorgen, die ich zwar hier auch habe, die mir aber dort doch viel näher gerückt sind; ich will unten noch näher darauf eingehen. — Also muß ich über meine Zukunft doch hier berathen. Ich komme darauf zurück, wovon ich abgekommen bin: Was ich will — hätte ich freie Hand, ich wüßte es schon. Sie haben allerdings ganz Recht, eine speziell gelehrte Laufbahn sagt mir nicht zu; aber als ich eine solche, hauptsächlich nach dem Wunsch und Willen Anderer, betrat, kannte ich sie nicht; und seit ich sie besser kenne, stellen sich mir zahlreiche, mir allein unüberwindliche, Schwierigkeiten entgegen, wenn ich sie verlassen will. Es fehlt nicht daran, daß ich mit mir selbst im Streite wäre, ob diese Laufbahn nicht doch die beste für mich wäre. Ich will heute noch, wenn ich es frei und ehrlich thun kann, bleibend zurück. Daß ich mich nicht an die einfachsten Formen wieder gewöhnen könne, davor bangt mir nicht. Aber kann ich meine Gönner nicht befriedigen, bin ich nicht im Stande, für meine alternenden Eltern, für meinen Bruder zu sorgen, so hab' ich mich von meinen Verpflichtungen nicht gelöst, und lieber als *so* zurücktreten, will ich an meinem Posten ausharren und untergehen. Den Tadel der Welt *muß* ich scheuen, insofern er in diesem Falle in aller Augen das Recht für sich zu haben scheint: Vorwürfe der Undankbarkeit, eine Verachtung, als hätte ich große Dinge verbrochen, als sei ich feige vor edler Anstrengung zurückgewichen, als sei das, was ich um seiner Niedrigkeit willen fliehe, mir zu hoch gewesen — das wird mich niederdrücken. Meine Verhält-

nisse, die Art dessen, was mir gegenübergestanden, mein Herz — niemand kennt sie, niemand versteht sie, niemand wird sie verstehen wollen. Und lieber als solchen Vorwürfen, solcher Verachtung, will ich hier erliegen, was sicher nicht ausbleiben wird. Ich kann vielleicht wohl noch lange als Kantonsschüler und Student figuriren; aber unter der Wucht eines von allen Seiten auf mich wirkenden Druckes wird wenigstens mein wahres Sein zerknickt, und dann, will ich hoffen, werde ich überhaupt nicht mehr lange übrig sein. Denn wenn ich jenen Verlust erlitten, und bekäme ich dann gleich Kraft und Talent neu hinzu, um die glänzendsten Höhen menschlicher Größe zu ersteigen, — ich müßte mich klein und elend fühlen vor dem, was ich als harmloses Kind gewesen. Lächeln Sie nicht über diese kühne Behauptung; sie wurzelt in festester innerer Gewißheit, die mich aber freilich in dem Maße verlassen wird, als mich jene ursprüngliche Natur verläßt.

Doch zur Sache zurück: Als wie zur Strafe für meine Verachtung, zwingt mich der «irdische Tand», daß ich mich nun darum so sehr bekümmern muß. — Ich muß erwerben, ehe ich frei dahin kann, wohin ich mich gezogen fühle, zurück in die einsame Stille; denn ich muß mich lösen, meinen Gönnern, meinen Eltern, meinem Bruder gegenüber. Kein Bewußtsein, das Nothwendige gethan zu haben, kann mich vorher rechtfertigen. Wenn ich die Mittel habe, dem Bruder wieder fest in den Sattel zu helfen, so bedarf ich derselben, bei richtiger Anwendung, zu diesem Zwecke wohl nicht gar viel. Die lieben jungen Leute, mein Bruder und seine Gattin, bedürfen für einmal der Ermuthigung und Erleichterung, dann der Anleitung. Ohne dieses kommen sie, wie ich zu fürchten Grund habe, schwerlich zurecht; jedenfalls steht Alles auf dem Spiele, und diese ungewisse, gefährliche Lage ist für mich peinlich. Allerdings, was nur den Rath betrifft, wäre mein lieber Vater ein gereifterer Rathgeber, als ich junger, unerfahrener, in jenen Dingen selbst so gar nicht geübter Mensch. Aber es ist ihm leider nicht verliehen, seine Räthe so zu ertheilen, daß sie gute Wirkung haben; zudem bedürfen seine Meinungen immerhin stets der Prüfung, sowohl des Alters als der Natur des lieben Vaters wegen, und diese Prüfung durchzuführen ist mein lieber Bruder etwas zu wenig fest auf eigenen Füßen. Kurz, es ist Thatsache, daß es so nicht recht geht, und fast besser ist, der Vater sage zu der Sache so wenig als möglich, damit nicht größere Verwirrung entstehe. Dann aber möchte ich doch auch, wenn irgend ein Ausweg mir gestattet, es zu hindern, dem lieben, ohnehin sehr bald in Sorge und Unruhe versetzten Vater, den

Abend seines Lebens nicht zu einem mit Sorgen erfüllten machen. Also muß *ich* nun die Sorge für alle Lieben, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach übernehmen; thu' ich es nicht, so sehe ich für sie die mißlichsten Verhältnisse voraus. — Wenn Sie nun in's Auge fassen, wie viel Bedenkens die eben bezeichneten Umstände mir schon verursacht haben müssen, wenn Sie dann dazu die Kosten Frauenfelds, die trüben Stunden beim Nachsinnen über Welt und Leben, so Manches andre, was ich nicht Alles anführen will, hinzurechnen, — dann glaube ich, werden Sie begreifen, wie ich mich schon lange fühlen mußte, und Sie werden erkennen, daß ich mich in solcher Lage ohne die nachtheiligsten Folgen länger nicht befinden darf.

Würde ich nun aber ohne Weiteres, selbst hülflos, zu meinem Bruder zurückkehren, und mich auf Landwirthschaft verlegen, so hätte ich allerdings den einen Faktor meiner Last vermindert, dafür aber den andern um nicht weniger vermehrt. Einmal bin ich nicht so kräftig, um als Bauer große Dinge auszuführen; ich habe Kraft genug, um mit Ausdauer Etwas zuwege zu bringen; aber jedenfalls bedarf es einer langen Bewährung, bis man in dieser Hinsicht auf meine Leistungen auch nur achtet, so wenig hat man Ursache, oder ist man gewohnt, in mir einen Arbeiter zu erblicken. Auch wird mich das lange Schulleben und -leiden nicht allzusehr gekräftigt haben; zahlreiche Mängel werden sich erst zeigen, wenn ich wirklich zurückgekehrt bin. Zum zweiten verstehe ich mich auf die Landwirthschaft, und was damit zusammenhängt, nicht recht; denn selbst der Bauer bedarf einer langen Schule in seinem Fache. Und wenn ich endlich einmals bloß zum Bauernstande zurückkehre, so wird man höchstens glauben, ich habe das um meinetwillen gethan, wird andere Absichten weder erkennen noch glauben, und mich als einen gefehlten Menschen betrachten; so werde ich denn auch keinen Einfluß haben, und da ich über keine Hülfsmittel verfügen kann, völlig außer Stande sein meinem Bruder aufzuhelfen, geschweige denn mich sonst so zu lösen, daß ich mich je frei fühlen dürfte. Und so würde ich, niedergedrückt und erschöpft, wie ich bin, nur neuen niederdrückenden und entmuthigenden Dingen in Menge entgegengehen und hätte dann für mich eine andere Art des Untergangs gewählt, ohne die Lieben zu retten.

Wenn ich mich aber irgendwie in den Stand setzen kann, daß ich für die Lieben in allen Fällen eine Stütze werde, so dürften sich die Dinge viel besser gestalten. Bis anhin war mein, wenn auch unerfahrener, Rath stets wohlgelitten; kann ich ihm am rechten Orte mit Hülfeleistung Nach-

druck geben, so bin ich des nöthigen Einflusses sicher. Und habe ich einmal auf diese Weise meinem Bruder zurechtgeholfen und damit zugleich für meine lieben Eltern gesorgt, so darf ich dann wohl selbst in meine Stille zurückkehren, um daselbst zugleich meinen Studien zu obliegen. Die Landarbeit sollte mir mehr nur zur Erholung dienen; den Studien sollte ich nicht nur nebenbei, sondern nach Herzenslust leben dürfen. Wenn ich ein enges, knabenhaftes, mechanisches Schulleben, als mir nicht entsprechend, nicht leiden kann, so ist damit gar nicht gesagt, daß ich nicht das herzlichste Verlangen trage, zu studiren. Auch kann ich alle die sich blähende Gelehrsamkeit, alle die Streitfragen, aus angemessener Entfernung wohl ertragen. Die Bücher sind gewöhnlich etwas bescheidener, als ihre Verfasser selbst, und machen nicht den zwingenden Eindruck, wie ein Lehrpersonal, das zumeist über einen gesetzt ist, und jedenfalls zu imponiren sucht, auch stets die Sache so zu drehen weiß, als wäre sein Standpunkt und seine Ansicht das allein Richtige und Wahre. —

Aber worin jenen Weg zum Erwerb finden, das eben ists, was ich nicht weiß, und mit Widerwillen mache ich mich an diese Frage; und selbst, wenn es irgendwie geboten wäre, dürft' ich nicht einstehe, daß es mir nicht ginge, wie dem Schiller'schen «Pegasus im Joche<sup>23</sup>». So drängen sich mir überall zahllose Bedenken auf, was immer ich thun will. Ich bin rathlos, und meine Ferien werden mir nicht Rath schaffen.

Jedenfalls werden Sie aus Allem erkennen, daß es bei mir keine bloße augenblickliche Anwandlung von Heimweh sein kann, was mich in meine gedrückte Stimmung versetzte. Daß ich vielmehr schon lange die nämliche Last trage, mir aber endlich die Kraft ausgeht, werden Ihnen auch meine Gedichtchen sagen. Ich fühle, habe schon geraume Zeit gefühlt, daß es mit meinem Schicksale zu einer Entscheidung kommen muß. Ich hatte mich schon aufgegeben. Und auch heute noch ist es mir um meine Existenz nicht am meisten zu thun; nur die Lieben möcht' ich gesichert wissen; was mich selbst betrifft, so sei mir nur ein edlerer Untergang gestattet, als, von diesem seelenlosen Leben ausgetrocknet, abgestumpft und verdorben, in mir selbst zerrissen, gebeugt, mit dem Bewußtsein, bes-

<sup>23</sup> Es ist das Gedicht aus dem Jahre 1795, dessen erste Zeilen folgendermaßen lauten:

Auf einen Pferdemarkt . . .  
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,  
Bracht' einst ein hungriger Poet  
Der Musen Roß, es zu verhandeln.



ser und zu Besserem bestimmt gewesen zu sein, langsam zu verwelken. Wären die Verhältnisse unserer Familie anders, ginge es hier in Frauenfeld nicht in diesem fieberhaften Drängen vorwärts, wäre kein solches Durcheinander, wäre ich öfter und länger mir selbst überlassen und im Stande zu mir selbst zurückzukehren, könnte ich mich auch in traulichen, herzlichen Kreisen wieder erfrischen und erholen; dann könnte ich immerhin meinen Weg fortsetzen und, was ich an sich so gerne möchte, wenigstens meine Studien vollenden. Nicht Zurücksetzung, die ich hier in besonderm Maße erfahren hätte, hat so sehr auf mich gewirkt. Ich könnte in dieser Hinsicht bis jetzt nicht klagen (obwohl Zurücksetzung bei meiner Erschöpfung nicht länger ausbleiben wird); aber mich widert die Art an, wie man sich hier Anerkennung verschaffen soll, ebenso, wie die Art, mit der man Anerkennung zu Theil werden läßt; und allerdings bin ich hier zu Leuten und unter solche hinabgedrückt, denen ich nicht ebenbürtig sein möchte; dies ganze Schulleben ist, mehr als ohne Schaden für mich geschehen kann, demüthigend für mich; und der Geist, der nicht nur in der Schule, sondern überhaupt hier herrscht, mag ich ihn jetzt vielleicht auch zu sehr verurtheilen, und muß ich allerdings mit Schmerz sehen, daß er in ähnlicher Weise auch andrerorts, selbst in unsern Berggeländen, sich mehr und mehr geltend macht — dieser thurgauische Sinn und Geist ist denn doch immerhin besonderer Art, und zwar so, daß er für mich, und wenn ich auch meist nur stummer Beobachter bin, doch in Wahrheit etwas Tödliches hat. —

Wenn ich Ihnen meine Gedichtchen übersandte, so dachte ich dabei allerdings zu wenig daran, daß dieselben erst, wenn ich über sie genügenden Aufschluß gegeben, auch über mich weitgehende Aufschlüsse geben könnten. Doch zweifle ich nicht, daß Sie mich darin noch sehr wohl verstehen werden, wenn Sie auch die Veranlassungen, äußern Umstände, unter denen jene verfaßt sind, so oft nicht näher bezeichnet finden, und manche Stellen, oft absichtlich, so dunkel sind, daß man ohne weitere Auseinandersetzung unmöglich Alles verstehen kann. Im Allgemeinen muß ich hier wenigstens so viel bemerken, daß jenes Weh, was in so vielen, vielleicht in allen, sich fühlbar macht, nicht als ein gewöhnliches Heimweh zu betrachten ist. Einmal gehört eine gewisse stille, nicht zu bezeichnende Wehmuth zum Wesen meiner Seele, worauf sich in den Gedichtchen selbst oft Anspielungen finden (z. B. in dem vom 10. October 65 v. 3—6, vom 16. October 65, v. 4); dann kennen Sie ja die Ursache eines lang anhaltenden stillen Kummers; und daß dieses Weh der Seele sich

hier in eine Art Schwermuth verwandelte, und, als an einem Orte, wo Alles so ganz gegen meine seelische Natur ist, die unbestimmten Ziele jener ursprünglichen Wehmuth mit dem Orte zusammenfließen mußten, wo ich mich als Kind so wohl und über allem Niederziehenden erhaben fühlte, — das ist ja wohl natürlich.

Über gar Manches hätte ich Ihnen noch Auskunft zu geben, aber auf schriftlichem Wege komme ich, wie ich selbst einsehe, nicht aus. Und daher, obwohl es mir gewöhnlich begegnet, daß ich bei mündlichem Gedankenaustausch auch nicht recht klar werden kann, besonders wenn er auf eine bestimmte kurze Zeit angewiesen ist, will ich mich doch auf eine Besprechung mit Ihnen, die Sie mir gütigst angeboten haben, vertragen. Ich danke Ihnen nochmals auf's innigste für Ihre liebevolle Theilnahme und Ihre Bemühungen. Empfangen Sie die herzlichsten Grüße von Ihrem dankbar ergebenen  
*Jost Winteler.*

Frauenfeld 11. September 1866

NB. Wenn meine Gedichtchen für Sie irgend einen Werth haben können, so bitte ich Sie, dieselben zu behalten.

### III

Hochgeehrter Herr Landammann!

Es ist keine geringe Zeit zwischen meinem Besuch und diesem Brief. Wie es bei Ihren vielen und wichtigen Geschäften ganz natürlich wäre, ließe sich wohl annehmen, daß Sie mittlerweile mich und was Ihnen von mir bekannt geworden ist, wieder vergessen hätten. Sollte es nicht geschehen, so hätte ich Ihnen wenigstens früher schreiben sollen. Doch begreifen Sie vielleicht, warum es nicht geschah. Ihnen deutlicher zu werden, als es geschehen, hoffte ich nicht. Und weiter fand ich kein eigentliches Motiv zum Schreiben. Ich ergab mich, mit was für Stimmungen weiß ich eigentlich selbst nicht zu bezeichnen, in mein Verhängniß, rathlos, ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht, so recht eigentlich willenlos.

Sonst, ich weiß wohl, wenn der Unerfahrene dem Erfahrenen, der unbedeutende Privat[e], gar ein viler Kantonsschüler dem hohen Beamten begegnet, ist allerhand Förmlichkeit Sitte und Brauch. Ich muß, so gut

ich mich bei der noch nicht erstarkten und mannigfach beeinflussten und beeinträchtigten Selbständigkeit davon befreien kann, sie ablegen, oder sie engt mir das Herz ein und läßt es nicht recht durchdringen. Das will ich zum voraus bemerken. Denn obschon ich weiß, daß niemand hierauf weniger achtet, als Sie, so sind diese äußern Dinge doch so allgemeine Sache geworden, daß, insonderheit wo so große Distanzen in jeder Beziehung vorhanden sind, eine vertraulich unumwundene Offenheit ohne alle Zuthat beinahe befremden müßte, bliebe sie ganz unangemeldet. Auch so aber würde ich dieselbe durchaus nicht finden können, wenn ich Sie nicht persönlich kennen gelernt, nachdem ich Ihnen so Manches anvertraut hatte, was ganz dem innersten Herzen angehört. —

Es wird überhaupt nicht leicht geschehen, daß ein Mensch den andern ganz versteht; denn dazu bedarf es wohl langen Zusammenlebens, Kenntniß, volle, genaue, der gegenseitigen Erfahrungen, ein eigentliches Hineinleben in die Gemüthsart, die Weise zu denken und [zu] fühlen, die dem andern zukommt. Und so war es denn auch unmöglich, daß Sie mich vollständig verstehen konnten. Und wenn Sie mich ganz verstanden hätten! Sie hätten den innersten Antheil genommen, wie es auch ohnehin schon geschehen ist; aber ich bin selbst davon überzeugt, daß Sie mir unmöglich geben konnten, was ich bedurfte. Denn, fühlte ich auch, in was für einer Welt mir wohl sein würde — in was für Verhältnissen der wirklichen ich am ehesten meine Bestimmung erreichen möchte, war mir nicht klar, konnte es nicht sein; meine Umgebung, der Geist in ihr, all ihre Anschauungen, Bestrebungen sind ja all den meinigen, meinem ganzen Wesen so entgegengesetzt, als nur immer möglich; und nach so langem Widerstand gegen all dies Feindliche, ermattet durch denselben, des freien Ausblicks in die Welt durch diese enge Welt beraubt, wie konnte ich mich für Etwas entscheiden! Kann so ein idealer Träumer überhaupt in der Wirklichkeit nichts Befriedigendes, kaum etwas Erträgliches finden, wie viel weniger in einer so ideallosen Umgebung und einer so beengten Lage. — Aber Sie werden fragen, ob ich denn jetzt auf einen freien Standpunkt, auf einen grünen Zweig gekommen sei, da es scheinen möchte, ich berührte jene Dinge als vergangene. Leider noch nicht. Ich bin noch Frauenfelder Kantonsschüler, für Schulzwang, Zeit- und Kraftzersplitterung viel zu müde und erschöpft — nur dadurch geistig wieder lebendiger, daß ich einen neuen Ausweg gesucht habe, ohne indeß jetzt schon zu wissen, ob ich ihn finde. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich auf den jetzigen Gedanken nicht zuerst verfallen bin, da er doch

der nächste ist. Es ist nämlich der: Ich will als Kantonsschüler austreten, aber doch an meinem Kostorte, eine Viertelstunde von der Stadt auf einsamem Landgute, verbleiben, und für mich selbst weiter studiren bis zur Universität. Einige Nachhülfe hoffe ich bei den Professoren zu finden, falls ich solcher bedarf, insbesondere bei einem in unmittelbarer Nähe wohnenden Lehrer der alten Sprachen, dem besten des Gymnasiums; dann gedenke ich auch, so weit es zuträglich, dem Gange der Schule zu folgen, was ich ja um so leichter kann, als ich meine bisherigen Klassenossen und ihre Hefte, die sorgfältig geführt sein müssen, zur Hand habe. Zudem naht die wohl sehr erschöpfende, aber ohne Schule leicht zu ersetzende Repetitionszeit und Vorbereitung auf die Prüfungen, so daß ich um so schadloser austreten kann. Auf diese Weise kann ich mich in jeder Beziehung erholen und doch im Ganzen mehr leisten denn als Schüler. Die unsägliche Zersplitterung, Schulgetümmel, der Mangel an Zusammenhang, der Zwang, dies und viel Anderes widerstrebt völlig meiner ganzen Natur. Mein Ausweg befreit mich von denselben, ohne mich allzusehr aus dem bisherigen Geleise zu bringen. Ich verhehle mir freilich manche Schwierigkeiten und Nachtheile nicht, die auch im Gefolge des neuen Ganges sein werden; aber unter bisherigen Verhältnissen geht es nicht mehr; es ist genug und das Maß ist voll. — Ich habe denn auch an meine Gönner, an Herrn Dekan Marti, und an Herrn Pfarrer Zwicky (die beiden andern kümmern sich weniger um den Ort, wie ich glaube, und ich kann nicht, voraus so lange ich wöchentlich 39 Unterrichtsstunden habe, an 4 Orten agiren) in diesem Sinn geschrieben. Eine erste Antwort wollte noch nicht zustimmen, wie es mir begreiflich ist; aber ich bin einmal so von der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit meines Vorschlags überzeugt, daß ich mich nicht so leicht in die verzweifelte Lage zurückdrängen lassen werde. —

Meine Gönner, voraus die genannten, meinen es herzlich gut mit mir und thun so Vieles für mich. Aber meine Natur, meine Bedürfnisse, die verstehen sie, wie gerade jene Antwort mir, wenn ich es nicht sonst schon gewußt hätte, wieder beweisen müßte, — die verstehen sie wirklich nicht, sonst würden sie unbedingt zu meinem Vorschlag «ja» gesagt haben. Ich wagte es gerade darum auch so lange nicht, mich an sie zu wenden. Und jetzt, da es geschehen ist, habe ich vielleicht ziemlich viel gewagt; es läßt sich denken, daß sie mißmuthig werden. Doch war ich jenen wie mir schuldig, zu thun, was ich gethan habe, und ich bin auch gutes Muths bei der Sache; dann nur würde ich muthlos und sehr muthlos, wenn ich

zurückgezwungen würde; fast lieber wollt' ich in Ungunst fallen. — Bisweilen, wenn ich mir mein Alter (obschon zwanzig Jahre für eine Stellung, wie die eines jetzigen Frauenfelder-Kantonsschülers ist, schon viel zu viel sind), oder vielmehr meine Jugend, wenn ich mir die Art, und Reife oder Unreife meiner Genossen, wenn ich mir die Meinung vergewöhnliche, die im Allgemeinen und hier im besondern von meiner Lebens- und äußern Bildungsstufe gewöhnlich sind, will ich verzagt werden, indem ich es für unmöglich halte, daß man mich verstehen, daß man mir das Zutrauen schenken werde, das ich nun einmal durchaus haben muß, wenn ich glücklich vorwärts meiner Bestimmung entgegen soll; wenn ich dann aber in meine Stille zurückkehre und wieder einigermaßen zu mir selbst komme, die Entweihung und den Druck abschüttle, unter die mich meine kleinliche Umgebung und Lage gebracht, und wenn ich wieder die dunkle Ahnung von einer gewissen Berufung in mir empfinde, dann scheint es mir durchaus unmöglich, daß man mich nicht gewähren und in die Stellung zurückkehren lasse, die mir einzig und allein zusagen kann. Es war mir nicht unnützlich, eine Zeit lang zu sein, wo ich gewesen bin; aber es ist jetzt höchste Zeit, es wäre längst hohe Zeit gewesen, heraus aus dieser Enge. Die Erfahrung hält jungen Leuten freilich meistens entgegen, das seien Selbsttäuschungen; es mögen solche vorkommen, aber gewisse Stimmen in der Jugendbrust nicht achten, gewisses Drängen zurückzwingen, das möchte kaum gerathen sein. Um auf das spezielle «ich» zurückzukommen. Wär' ich zum engen Philologen geboren, zu einem in seine Sätze verwetterten Mathematiker, überhaupt zu einem Gelehrten, dann möchte es hier — insonderheit wenn ich jünger wäre — passiren; eine gewisse Mundfertigkeit läßt sich da mit großer Geduld schon gewinnen, überhaupt ein todter Formalismus. Aber ich, wenn ich zu etwas geboren bin, bin es dazu, zu durchdringen (denkend und fühlend), zu umfassen, zur Natur zurückzuführen, und das zwar vornehmlich von einem Mittelpunkte aus, der mir Stille, Unabhängigkeit, Ungestörtheit gewährt. Und dieser meiner Bestimmung ist Form und Geist, die mir hier entgegen treten, in jeder Weise hinderlich und schädlich. Es fallen mir eben ein paar Verszeilen ein, die ich letzthin hierüber niedergeschrieben:

Seht, ihr feilet umsonst! Mit nichten werd' ich der Alten  
Argusäugiger Arzt! Kein Blatt zu euerem Codex,  
Neuer Regeln voll, beschaff' ich. Sparet die Mühe:

Nimmer nimmt Politur mein der Einfalt geborener Geist!  
Schleifet ihr fort: Kein prunkend Gestein vom saftigen Kerne —  
Nein, nichts bleibt zurück, als der Hülse verdorrter Staub! —  
(Es war eben Erklärung des oft dunkeln Thucydides, und der Erklärer ein recht herzlich dürrer Philologe.)

Ein Bedenken, und zwar unter den gewichtigsten, das mir Herr Dekan Marti auf meinen Wunsch entgegenbrachte, war, daß der löbl. Schulrath gegen meinen Rücktritt Einsprache erheben würde. Ich habe nämlich, wie Ihnen bekannt, Stipendien, und auch für das laufende Schuljahr dieselben (300 fr.) schon bezogen. Darum jene, vielleicht mehr vergebliche, Besorgniß wegen Einsprache von dieser Seite. Allein ich habe mich dann im zweiten Briefe an jene Gönner bereit erklärt, mich selbst an den Schulrath zu wenden; denn da ich fast drei Viertel an das Schuljahr abgetragen, und meine bisherigen Zeugnisse (für mich selbst zwar natürlich kein Maßstab und ohne Werth) wohl befriedigen dürften, so sehe ich nicht ein, warum man mich jetzt um ein paar Monate willen, da ich länger nicht wohl aushalten kann, in Verlegenheit bringen sollte, zumal ich mich von der Schule nicht weiter entfernen will. Der Stipendienfond kommt im Gegentheil zu wenigern Auslagen, als wenn ich an der Kantonsschule bliebe. Denn um sie durchzumachen, müßte ich noch vom nächsten Frühjahr an ein Jahr an ihr verbleiben; es würde mir, da ich jetzt schon für ein Schulgehetz wie bisher so übermäßig ermüdet bin, unmöglich sein, bis nächsten Herbst, was als besondere Gunst verstattet wird, die Maturitätsprüfung hier abzulegen; kann ich aber für mich selbst studiren und zwar jetzt recht bald damit anfangen, so habe ich einige Hoffnung, schon nächstes Frühjahr in Zürich die Prüfung zu versuchen, und jedenfalls nächsten Herbst. Da ich aber, wenn ich privatisiren kann, auch für das allfällige Halbjahr vom nächsten Frühling bis zum Herbst auf Stipendien keinen Anspruch machen darf, so gewinnt ja der Stipendienfond doppelt, einmal, daß er weniger auslegen muß, und zum zweiten, daß das Ausgelegte alsdann (wie ich nicht zweifle) bessere Früchte bringt. — Wenn ich mich recht erinnere, so haben Sie bei meinem Besuche mir gesagt, Sie haben in jenen Angelegenheiten auch mitzuberathen. Dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, mir, falls mein Wunsch mit den Statuten in Betreff des Stipendienfonds wirklich unvereinbar wäre, wenn auch nur in ein paar Worten, dies mitzutheilen? —

Eins noch: In meiner ungewissen Lage habe ich schon den Einfall

gehabt, ob es nicht vielleicht rathsam wäre, wenn ich, natürlich anonym, meine Gedichtchen drucken ließe. Sie können der Art der Gedichtchen und Allem, was Sie von mir wissen, wohl entnehmen, daß kein eitler Ehrgeiz mich dazu treibt, wenn es geschieht; mein Herz empört sich auch dagegen, damit sein tiefstes Innere in den seelenlosen Zeitgeist hinaustreten zu lassen; aber auf der einen Seite ist es mir, diese, ob auch unvollkommenen, so doch wahren Äußerungen eines natürlichen Empfindens, möchten hie und da natürliches Empfinden antreffen oder auch wecken; sie möchten so gleichsam auf späteres Wirken vorbereiten; dann aber auf der andern Seite, sie möchten vielleicht beitragen, mich aus der Ungunst meiner Verhältnisse zu befreien, und mir zu einer entsprechenden Ausbildung Bahn zu brechen. Doch hiemit betrete ich allerdings das Gebiet eitler Jugendträume; davon werden Sie mich mit Recht zurükmahnen.

Ich sollte Sie billig um Verzeihung bitten, daß ich Sie so lange hinhalte mit einem improvisirten Briefe. Aber Sie sind geduldig in dieser Beziehung, wie ich es ja bereits erfahren, ich aber habe mir ja vorgesetzt, auch den Schein der Förmlichkeit zu vermeiden. Dagegen empfangen Sie für Alles meinen herzlichsten Dank!

Hochachtungsvollst grüßend Ihr dankbar ergebener *Jost Winteler.*

Frauenfeld, 3. December 1866.

#### IV

[Fragment]

...sicherte mich, daß der Vater dem Rektor geschrieben, und was daran für wehtuende Hiebe geknüpft sind, werden Sie selbst leicht finden. Überhaupt zweifle ich nicht, daß Sie bei jedem Einzelnen erkennen, wie es mich traf, und so will ich darauf nicht eingehen. Ich wollte nur, meine entsprechenden Briefe auch beilegen zu können. Besonders die Antwort Herrn Pfarrer Zwickys läßt den meinigen an ihn gewiß nicht im rechten Lichte erscheinen. — Ich wollte aber auch so noch nicht glauben, mein Vater habe mich so namenlos kränkend hintergangen; ich schrieb ihm, die einzige Frage, aber ruhig und gelassen, ob er mich vielleicht mißverstanden und gemeint, ich verlange, daß er den Entlassungsschein an den

Rektor sende und nicht an mich. Wie ausweichend er mir nun hierauf hat antworten müssen, enthält sein mit VI bezeichneter Brief <sup>24</sup>.

Alles hätte ich mir gefallen lassen können, den Mangel an Verständnis für mich, Ermahnungen aller Art, Bitterkeit; auch kränkt mich verhältnißmäßig gar nicht, *daß* man dem Rektor geschrieben; aber jene Art, wie man darauf gekommen, ihm zu schreiben, überhaupt, die Art, wie man mich behandeln zu müssen geglaubt hat, die hat mich eigentlich vernichtet. Ich weiß kaum, wo ich die Ruhe gefunden habe, Ihnen das Bisherige zu schreiben; namenloser Schmerz, Verzweiflung halten mich befangen; ohnmächtige Wuth tobt in mir. Ich erhielt gestern Nachmittag des Vaters letzten Brief; und seitdem bin ich nicht mehr zur rechten Besinnung zurückgekommen, obschon ich heute von der Schule weggeblieben bin. Für Augenblicke, wenn das ohnehin schon seit so lange durch Frauenfeld gelähmte Herz vor dem losen, kalten Verstande, unter der Last zusammengepreßt, ohnmächtig schmerzt, kann ich noch mit einiger Ruhe schreiben; aber sowie das wirklich Geschehne in seiner Wucht vors Auge tritt — ich weiß nicht, es schwimmt mir vor den Augen, es wallt und rast in mir — ach! und ist doch so stumm und banger Verzweiflung voll! —

Als ich Herrn Pfarrer Zwicky's Brief eben kaum flüchtig durchlesen und einen eher günstigen Eindruck aus oben erwähntem Grunde erhalten, schrieb ich gleich ein paar Zeilen zurück, ihm noch dankend, weil er mir «ruhig und liebend» entgegengekommen; und da ich durch des Vaters Vorgehen dem Rektor gegenüber doch Alles vereitelt glaubte, schrieb ich, daß ich mich «vollständig seinem Willen füge und meinem Geschick». Ich hätte seither nie wieder so schreiben können; denn ein namenloser Groll wühlt endlos in den Tiefen meiner Brust. — Was Herr Pfarrer Zwicky in Betreff meiner Gedichtchen schreibt, kommt daher: Ich hatte in meinem Briefe an ihn beiläufig bemerkt, ob er nichts dagegen habe, wenn ich einen Verleger finde.

Auf das was Sie mir über diesen Punkt geschrieben, muß ich schließlich auch noch mit ein paar Worten kommen. Sie haben mich in so weit unrichtig aufgefaßt, als Sie meinten, ich erwarte von einem Verleger mehr, als daß er meine Dingerchen herausgebe. Ich dachte wirklich nie im mindesten an ein Honorar, sondern ich meinte nur, meine Gedichtchen

<sup>24</sup> Die Beilagen, die offenbar dem Brief an den Landammann beigeschlossen waren, lagen dem Herausgeber nicht vor. Offenbar hat sie der Empfänger dem Briefschreiber zurückgegeben.



möchten irgendwo den finden, der mich ganz verstünde, und mich zugleich aus all dem Chaos, in dem ich jetzt mit mir selbst und meinen Verhältnissen bin, retten könnte. Weiter wollte ich nichts, und sagte mirs nicht ohne Schmerz, daß hiezu mein innerstes Herz so vielen Augen offen gelegt werden müsse, die gar kein Verständnis für dasselbe haben. Nur die äußerste Noth also hat mich auf jenen Gedanken gebracht; denn ich sah einen Ausgang wie den jetzigen neben der Hoffnung auf einen bessern. Ich kann auch jetzt noch diesen letzten Rettungsanker nicht ganz bei Seite legen. Wenn irgend ein Ehrgeiz mein Motiv, so möge es, ausgeworfen, nutzlos sein. Und wenn ich mich auf jene letzte Weise überzeugt, daß es nicht eine eigentliche Berufung, um deretwillen ich nun einmal bin, wie ich bin, daß es wirklich Selbsttäuschung und auch Selbstüberhebung, — so werden Sie mich gewiß nicht unter jenen Feigen sehen, die um ihrer selbst willen an ihrem Dasein hangen. Noch einmal, ich wollte, ich wäre Ihnen nun ganz klar, durch und durch, bis zum verborgensten Gefühl, zum letzten Gedanken. —

Herr Dekan hat mir ein zweites Mal noch nicht geantwortet, und es mag vielleicht doch noch eine günstigere Wendung nehmen. — Aber stillschweigend gestehe ich mir, daß ich mich nach dem Erlittenen nicht wieder zufrieden geben kann. Ich werde bis zur Universität hangen müssen, wie ich hange. — Doch später deutlicher hievon. —

Sie erkennen gewiß an diesem Briefe, wie in mir Alles durcheinandergerrührt und zerrissen ist: Bald Herz, bald kalter Verstand, bald beides zugleich führen die Feder. — Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir, wenn ich jetzt unmöglich vernünftiger schreiben kann und Ihnen doch schreiben muß. Hier in Frauenfeld, außer einem selbst mit ähnlichen Leiden heimgesuchten Klassengenossen, ist mir auch gar kein Mensch bekannt, der auch nur von ferne ein Freundesherz hätte. Dem eignen Vater ist jetzt das Herz in mir wildfremd; die Mutter, die Geschwister im Toggenburg mag ich nicht beunruhigen; auch verstünden sie mich nicht.

Beiliegend sind alle Briefe, die ich in fraglicher Angelegenheit bis zur Stunde erhalten. — Es ist längst Nacht, bald Mitternacht. Empfangen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und verzeihen Sie mir.

Ihr dankbar ergebener

*Jost Winteler.*

Frauenfeld 13. December 66.

Hochverehrter Herr Landammann!

Als ich mich das erste Mal an Sie wandte, war ich in einem Zustande, in dem ich dringende Bedürfnisse hatte die ich aber selbst noch nicht bezeichnen konnte. Heute glaube ich zu wissen, was ich will und soll, und wende mich nun nochmals an Sie, um es zu können. —

Daß Sie zu Ende des letzten Jahres mich unmöglich begreifen konnten, kann ich mir wohl erklären; doch trage ich nichts desto weniger die Überzeugung in mir, daß Sie mir nicht gerecht geworden sind, wenn Sie mich auffaßten, wie Ihr letzter Brief darzuthun schien. Wenn ich mich nun doch wieder an Sie wende, so ist es, weil ich aus Allem die Gewißheit bekommen habe, daß Sie es durchaus gut mit mir meinten, und weil ich meinerseits mich Ihrer Güte nicht unwerth fühle. — Ich war damals eben in einer Krise, welche verständlich zu machen ein paar in fiebrischer Aufregung geschriebene Briefe nicht hinreichen. In mir brach Alles zusammen, von Außen stürmten die verschiedensten Dinge auf mich ein. Jene fürchterliche Beengung und Gährung bis in ihre einzelnen Momente und auf ihre entfernten Bedingungen hinaus zu verfolgen, werde ich erst dann im Stande sein, wenn ich vom Ziel auf den Anfang zurückblicke; für jetzt nur so viel: Weil die Verstandeswelt, die mir damals in Leben und Schule entgegentrat, mit denjenigen Anschauungen, in die ich von Kindheit an meine Ideale, ich möchte sagen, meine ganze Seele, niedergelegt hatte, in feindseligem Widerspruche stand, mußte ich mich nothwendig vielfach und heftig angegriffen fühlen; aber, zu wenig des scharfen Gedankens mächtig, auch in der Wissenschaft zu unkundig, vermochte ich nicht zu erkennen, worin ich mit den mir eignen Anschauungen Unrecht hatte, und worin das, was mir feindlich entgegentrat, berechtigt war; und so kämpfte ich einen harten und ungleichen Kampf, weil ich einerseits mit starken und tiefen Empfindungen das mir bisher Gewohnte umfaßte, und das Feindliche mit solchen von mir stieß, und andererseits doch mich selbst theilweise gegen mich hatte, sofern sowohl an dem, für das ich stand, Unrecht, als an dem, gegen das ich stand, Recht war. Es konnte nicht anders zu einem Abschluß kommen, als wenn der Verstand in mir mächtiger wurde, um genauer zu prüfen, und das Gemüth geschwächer, um mich nicht mit Vorurtheilen zu stören. Es kam zu Beidem, auf ganz natürliche und nothwendige Weise, aber damit schien mir mein Wesen der Zerstörung nahe, Alles was mir sonst hoch und

heilig war, zu Boden getreten. Es war ein fürchterlicher Zustand, — und in diesem war ich, als ich mich an Sie wandte. Fortan war ich mehr Verstandesmensch, grübelte, zergliederte, folgerte — wie ich meinte, immer noch, um meine frühern Anschauungen (die ich entlehnt, aufgenommen, aber nicht selbst gebildet hatte) zu retten, aber ich kam ganz unvermerkt auf neue und eigene. In diesen fand ich endlich einigermaßen meine Ruhe wieder, und es scheint mir auch jetzt, daß die Basen der Auffassungsweise, die ich gewonnen habe, nicht mehr wanken werden.

Letztes Frühjahr, wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, ward mir gestattet, Frauenfeld zu verlassen. Ich glaube hier nicht wiederholen zu müssen, wie nöthig ich, trotz wiedergewonnenen innern Gleichgewichtes, Änderung der Verhältnisse und mehrere Ruhe hatte. Ich bin von da an bis jetzt bei meinem Bruder auf der Fosen gewesen, und habe bald bei der Arbeit geholfen, bald auch wieder studirt — eine Lebensart, wie sie nicht angenehmer zu wünschen wäre, doch fast zu thatlos für ein junges Blut. — Aber Ruhe und Erholung konnte ich nicht recht finden: Denn neben mir, wie Ihnen aus frühern Mittheilungen noch erinnerlich sein wird, wird mit ökonomischen Schwierigkeiten gekämpft und zwar unter solchen Verhältnissen und mit solchen Kräften, daß mir der Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Und für mich handelt es sich dabei um nichts weniger, als um das Glück meines Bruders und seiner Familie, und die Ruhe des Alters meiner Eltern. Das hat mir diesen Sommer bei aller Gunst der übrigen Verhältnisse verbittert; nicht minder freilich der hiedurch recht lebhaft und eindringlich gemachte Anblick der Menschheit überhaupt, in der Millionen nach einer Glückseligkeit — wenn auch zum Theil unbewußt oder mit unrichtiger Auffassung des Zieles — vergeblich ringen, zu der sie alle befähigt und dadurch auch berechtigt waren, und von der sie, zumeist durch Schuld der Verhältnisse, abgeschnitten werden. Sie wissen, ich bin zum Geistlichen bestimmt; und ich will nicht sagen — Theologie mit Allem was sie einschließt, möcht' ich jetzt studieren, aber aus dem einen Grunde, die mir vorschwebenden Ideen zu vervollkommen und wirksam zu machen. Zum Geistlichen nach den modernen Begriffen fühl' ich mich nicht bestimmt, nicht fähig; einmal wäre da für meine Wirksamkeit, die durchaus gründlich zu sein strebt, wie klein sie immer sein mag, kein taugliches Feld; und dann, wie könnt' ich mich gehörig vorbereiten, während ökonomische Verhältnisse meine Liebsten bedrängen, und ich sie durch mein Bestreben vernachlässige? endlich, wie soll ich Geistlicher sein, wenn ich, aus eben diesen Rücksichten —

des Lohnes froh sein, oder zum mindesten scheinen muß, es zu sein? — Darin liegt ein Widerspruch für mich; den freilich Manche nicht recht zu begreifen scheinen, der aber ganz allein hinreichen müßte, mich vom geistlichen Amt abzuhalten. Was meine jetzigen Anschauungen betrifft, so bin ich zwar über dem Verhältniß zum Christenthum noch nicht völlig im Klaren, so viel aber ist mir sicher — Wenigen schienen sie nicht widerchristlich, und wenn sie auch vielleicht das Christenthum inniger umfassen als es Vieler Glauben, und billiger beurtheilen, als es der Meisten Unglauben thut. Soviel indessen ergibt sich hieraus: Auch dieser Umstand — und er ist ja Hauptsache — steht meiner Bestimmung zum Geistlichen im Wege. Nur würden mir Manche hiegegen den Einwand machen, daß sich meine Ansichten noch ändern könnten. —

Doch nun mein Plan. Um es kurz zu sagen, er ist: Nach Amerika. Ich will die Gründe zusammenzustellen suchen, die meinen Blick dahin lenken. Fürs Erste warum ich es für mich wünsche. Ein herzhafter Ruck zugleich mit neugebildeten Anschauungen hinüber in eine neue Welt, wird für mich eben so wohlthätig als belehrend sein, wirksamer als trockne Systeme der Philosophen, und dürre, kalte Erörterungen moderner Dogmatiker. Ich werde Raum haben, meine Kräfte frei zu entfalten; der ungestüme jugendliche Drang wird Arbeit bekommen. Die frische, unbezwungene Natur wird meinen Körper durch Mühe abhärten und den Geist üben. Im überfüllten, kränkelnden Europa dagegen wird mir in keiner Lebensstellung wohl werden; ich werde mich da überhaupt gar nicht entwickeln können. Dieser Materialismus, diese unseligen Künsteleien, diese Spinnewebe, die einer dem andern stellt, dieser feine Trug, der sich in die sonst freundlichsten und heiligsten Verhältnisse gestohlen hat — dies ganze unlautere moderne Wesen unter Menschen — was sollt' ich's Ihnen in alle Einzelheiten hinein vorführen! — ich muß es fliehen. Das Ziel zwar, für die Menschheit zu werden, was ich allenfalls kann, hoffe ich nicht aus den Augen zu verlieren; aber gerade auch um dieses Zieles willen muß ich einstweilen ausweichen. Nicht paradiesische Träume, nicht Glücksrittergedanken ziehen mich hinüber; ich erwarte nichts weiter, als die Möglichkeit, durchzukommen, ohne durch's Joch der Convenienzen zu kriechen, und Raum, um auf freier, durch eignen Schweiß erworbener Erde freier Bürger im vollen Sinne des Worts zu sein. — Dieselbe Möglichkeit möchte ich dann auch meinem Bruder eröffnen. Derselbe ist ein tüchtiger, einsichtiger Feldarbeiter, in Anschauungen bäurisch und beschränkt, im Gemüthe durchaus gut — gerade von

der Art, welcher die Einflüsse unsres Zeitgeists mit seiner Verweichlichung und Erschlaffung, der schlüpfrigen Moral einer halben Aufklärung, seiner materialistischen Verflachung und Seichtheit, am gefährlichsten sind. Ich zittere für solche Leute so lange sie diesseits, weniger, sobald sie an geeigneter Stelle jenseits des Oceans sind. Der Bruder hat Kinder. Welche Erziehungsweise schon, die diese moderne Art des gemeinen Volks mit sich bringt! Und welche Aussichten für die Nachkommenschaft eines Unbemittelten da, wo dem gewöhnlichen Weltbürger kein anderer Preis zu erringen bleibt, als mit Seinesgleichen um den täglichen Bissen Brot mit Klugheit und List zu ringen! — Das Alles, während drüben noch so viel üppiges Land bloß der arbeitsamen Hand wartet. —

Mir für mich selbst war dieser Gedanke nach dem Westen längst nicht so ganz fremd; aber ich wagte erst an dessen Verwirklichung zu denken, seitdem mich ein paar Zahlen überzeugt haben, daß sie durchaus nothwendig ist. Der Bruder hat weitläufige Bergliegenschaften, die viel Arbeit, aber verhältnißmäßig nicht hinlänglichen Ertrag geben. Es läuft darauf an Zins jährlich gegen 1100 fr. Der Gesammttertrag steigt schwerlich auf 2000 fr., auch wenn Alles günstig geht; mit Kosten und Arbeit ließe er sich freilich ohne Zweifel noch um ein paar hundert Franken steigern. Der Boden beschäftigt den Bruder, unsre Mutter und einen Gehülften. Im Heuet aber und zu andrer Zeit, wenn sich die Arbeit häuft, müssen ziemlich viele Tagelöhne ausgegeben werden. Aus jenem Überschuß sollen nun diese, die Reparaturkosten baufälliger Gebäulichkeiten (sechs an Zahl) und die Erhaltung einer Familie mit unmündigen Kindern, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt, bestritten werden. Allerhand unvorhergesehne Unfälle, schwankende Preise, Miswachs, machen oft bedeutenden Abzug. Einem trefflichen Ökonomen könnte es vielleicht auch so gelingen; aber das sollte der Bruder erst werden, und solche Verhältnisse dulden keinen Lehrling. Theils unverschuldeter Unfall, theils Mangel an häuslichem Sinn und pünktlicher Ordnung, theils ein durch Mangel an Takt erst sich versteigender, dann durch nicht immer geeignete Rätze und Beeinflussungen gelähmter Unternehmungsgeist, das dadurch nothwendig hervorgebrachte Schwanken in Handhabung des Steuers von einem zum andern — dies, verbunden mit der Kurzsichtigkeit mangelhafter Bildung, hat bewirkt, daß das sonst günstigere Verhältniß zwischen Zins und Ertrag geworden ist, wie ich es angegeben habe, daß Zinse rückständig zu werden anfangen, und daß da und dort entlehntes Geld, und wenn es auch zu keinen großen Summen anlauft, Verlegen-

heiten über Verlegenheiten hervorruft. — Der Vater hat nun bis jetzt die Schule in Filzbach versehen; theils, weil sie ihm schwer zu fallen anfängt, theils um der bezeichneten Verhältnisse willen, will er nun, (was er schon vor mehreren Jahren angebahnt hat), zurückkommen und die weitaus größere der Liegenschaften, die bekannte Fosen, wieder übernehmen; die kleinere soll der Bruder behalten und, soweit sie ihn nicht beschäftigt, Tagelöhner sein. Nun ließe sich das am End thun, wenn einerseits der Boden seinen Mann noch nährte, andererseits der Vater, statt eines Greises von 60 Jahren, noch ein rüstiger Mann wäre — und von etwas anderm Naturell. Aber wir haben kein ruhiges, sorgfältiger Überlegung günstiges Blut, vielmehr sind wir rasch und unsre Entwürfe und unsre Begeisterung, wenigstens der Erscheinung nach, Strohfeuer, schnell gefacht und schnell ertödtet. Affekte sind bei uns stärker als Vorsicht und Klugheit. Das Alter wird zwar modifiziren, glücklich modifiziren aber wird, scheint mir, nur weitgehende Bildung. Und so kann ich mir auch von dieser eben eingetretenen Änderung wenig Besserung versprechen. Glück genug, wenn es dadurch nicht schlimmer wird, als es bereits ist.

Ich sollte nun in Kurzem an die Universität abgehen; es wäre bereits geschehen, wenn nicht die Cholera die Maturitätsprüfung in Zürich verzögert hätte<sup>25</sup>. Da der Einblick in die Fosenverhältnisse mir in dieser bestimmten Weise noch nicht lange verstattet ist, und des Vaters Eingreifen in bezeichneter Art unerwartet schnell vom Entschluß in That übergegangen, so ist auch mein Plan noch jung. Ich war sonst geneigt, meine akademische Laufbahn wenigstens zu beginnen und erst dann einen ähnlichen Ausweg zu ergreifen, wenn es nöthig und unvermeidlich scheinete. Dieser Fall ist nun bereits eingetreten — und, wenn ich's recht überlege, nicht zur ungeeigneten Stunde. Mein Verhältniß zu meinen Gönnern bliebe, wie ich fürchte, nicht lange mehr ganz ungetrübt. Mein, wenn man so will, freisinniger Standpunkt, der von jetzt an bald aktiver auftreten muß, möchte in so unliebsamer Weise wirken, sowie überhaupt die bezeichnete Stellung, die ich zum geistlichen Stande einnehme. Vorboten des Besorgten haben sich bereits eingestellt bei der Wahl der Universität: Ich wäre für den Anfang gern nach Zürich oder an eine andere

<sup>25</sup> Die sehr heftige Cholera-Epidemie forderte allein in Stadt und Kanton Zürich vom Juli bis Oktober 499 Todesopfer. C. Zehnder hat darüber einen Bericht verfaßt. Landammann Heer und seine Freunde hatten damals in Erinnerung an die auch aus Zürich im Jahre 1861 erfahrene große Hilfe eine größere Sendung Veltliner Wein für Kranke und Pflegepersonal nach Zürich gesandt, wie aus den im Nachlaß erhaltenen Briefen hervorgeht.

Universität freisinniger Richtung gegangen, um da Propädeutik und Philosophie zu studiren. Eigentliche Theologie wollte ich dann an einer Hochschule gläubiger Richtung hören. Es schien mir das sowohl das nach meinem bisherigen Bildungsgange Natürlichste, als überhaupt der Sache Gemäßeste. Herr Pfarrer Zwicky dagegen, so viel ich merke, weil er mich von den Rationalisten gewonnen glaubt und zweifelt, ob ich dann, wenn ich zuerst eine Universität freisinniger Richtung besuche, nachher noch an eine solche positiver Richtung gehen werde, wollte mit mir nach Basel, das mir wegen seines Schwankens und Hinneigens zur Vermittlungstheologie und eines gewissen Unfehlbarkeitsstolzes für die Philosophie nicht recht geeignet schien. Herr Dekan Marti, der vor bald vier Jahren das vorgeschlagen, was ich jetzt wünschte, stimmte jetzt mit Herrn Pfarrer Zwicky überein, wie dieser mir sagte. Herr Hauptmann Schindler sähe zwar, seiner Anschauung gemäß, die freisinnige Richtung lieber ganz übergangen, kann sich jedoch am Ende ins Nothwendige finden, was es auch sei und läßt mir die Wahl. Zwingen will mich zwar auch Herr Pfarrer Zwicky nicht — so wenig, als ich par force meinen Willen durchsetzen, — aber (und ich kann es ihm an seiner Stelle und bei seiner Auffassung nicht verargen) mißstimmt ist er bereits dadurch, daß ich nicht gleich und gern zu Basel mich bekannt habe, vielleicht auch dadurch, daß ich ihm sagte, wie ungewiß es sei, ob ich Geistlicher werden könne. Wenigstens entgegnete er mir darauf etwas bitter: Ich solle lieber gleich jetzt schon zurücktreten, wenn ich meine, ich komme nicht zum Ziel. Übrigens sehe er nicht ein, wie ich auf einem kürzern Wege ökonomischen Schwierigkeiten begegnen könne, als wenn ich den betreten fortsetze. — Geh' ich nun nach Amerika, so werden mir freilich meine Gönner zürnen; aber es ist besser, daß ich undankbar scheine, als es sei, und ich finde vielleicht später doch Gelegenheit, mich zu rechtfertigen und sie zu versöhnen. Mehr zu fürchten ist des Vaters zähes Festhalten am Begonnenen, wenigstens so weit er sich mir gegenüber äußert. Anderwärts soll er sich schon dahin ausgesprochen haben, daß ihn das Wagniß gereue. Wenn er aber, — und das war, seit ich's bemerkte, eine Scheidewand zwischen mir und ihm — mit Jemanden eine Absicht hat, so ist er mit Rücksicht auf diese Absicht der fraglichen Person gegenüber selten aufrichtig, sondern will Alles mit klug berechneten Mitteln, ohne daß es der Andre bemerken soll, erreichen, und zwar sind diese Mittel oft der Art, daß man am wenigsten Berechnung dahinter suchen soll — Äußerungen, die sonst direkte vom Herzen zu kommen pflegen. Zum

Theil solch ein Mittel war es, wenn Sie sich dessen noch erinnern, vor Neujahr, als er mir mit herzerreißenden Farben seine Unruhe schilderte. Daß der Eindruck auf mich kein größerer war, — daß mich vielmehr gerade dies aufs bitterste kränkte, war eben der Umstand, daß ich mit ziemlicher Sicherheit dahinter Berechnung merkte. — Theils um meiner Gönner willen, theils wegen meines Vorschlags, wird er nun zwar auch diesmal in Aufregung kommen, mehr aber noch dieselbe zu zeigen bemüht sein, um mich abzuschrecken. Dagegen zweifle ich nicht, er wird sich fassen können und fassen, wenn dennoch Ernst gemacht wird — um seinetwillen wie für mich.

Mit dem Bruder und seiner Familie hab' ich's so: Wenn einmal Erfolge sprechen, so wird's schon gehen; auf's Gerathewohl aber mit den Leuten aufzubrechen, wäre unmöglich. Ich muß vorausgehen und Fuß fassen. Nachher bleibt ihnen die Wahl, die Nothwendigkeit aber wird, wie ich denke, schon für mich sprechen. So lange aber, bis ich gerüstet bin, sie nachzuholen, wird's hier mittels des vom Vater eingeschlagenen Weges schon noch gehen.

Ich habe mich nun in den sparsamen Auskunftsmitteln, die mir über Amerika zu Gebote standen, vorläufig um das Gebiet umgesehen, das am dienlichsten sein möchte, und bin auf Kentucky gekommen: Mittelmäßig bevölkert, in richtiger Mitte zwischen Überkultur und Unkultur, in günstiger Lage am Ohio und Mississippi, im Westen Bergland, mit gesundem Klima und gesundem, von Abenteurern wenig heimgesuchtem Volk, für mich speziell die Nähe der namhaften Universität Lexington<sup>26</sup> — durch all diese Dinge scheint es sich mir als geeigneten Platz zu empfehlen. Aber fürs Allgemeine und Spezielle meines Planes nun bitte ich Sie um Ihre Meinung und Ihren Rath; und für den Fall daß Sie denselben billigen, möchte ich die fernere Bitte an Sie richten, mir zu den Mitteln zur Überfahrt behülflich zu sein, und auch, wo Sie es für nöthig erachten, daß ich solche zur Ansiedlung habe, denen für dieselbe; wenn ich nämlich auch jederzeit als Schuldner für dieselben haften werde, so möchte ich doch, als noch nicht im Alter der Selbständigkeit, und als Auswanderer, der auf Amerikas Boden, meines Wissens, nicht gesetzlich belangt werden darf, wenn ich hierin auf eigne Faust handeln wollte, schwerlich

<sup>26</sup> In Lexington im Staate Kentucky, einer landwirtschaftlich sehr aussichtsreichen Region, war im Anschluß an das viel ältere Transylvania College eben im Jahre 1865 die University of Kentucky gegründet worden, die nicht zu verwechseln ist mit der seit 1749 bestehenden Universität in der Stadt gleichen Namens im Staate Virginia.



Credit finden. Wie viel ich bedarf, können Sie wohl besser, als ich, schätzen, der ich hierüber noch ganz ununterrichtet bin. Ich muß aber beifügen, daß ich bereits die 300 fr. Stipendiengeld bezogen und, da meine Gönner den diesjährigen Beitrag natürlich noch nicht gegeben haben, 200 fr. davon gebraucht habe. Im Falle meiner Auswanderung wird das Geld zurückzugeben sein, und die Beiträge meiner Gönner werden ausbleiben. Zwar hätt' ich noch den Beitrag Herrn Pfarrer Zwickys für das Jahr 66/67 zu gut, aber in jenem Fall dürfte auch dieser ausbleiben. Ich hätte also bei meiner Anleihe auch auf jene Rückgabe Rücksicht zu nehmen. —

Ich weiß Sie mit keinen Entschuldigungen zu belästigen, ich spreche Ihnen nur meinen herzlichen Dank für Ihre bisher bewiesene Theilnahme aus und bitte Sie, mich ferner nicht zu verlassen.

Ihr dankbar ergebener

*Jost Winteler.*

Fosen, bei Krumenau, Obertoggenburg, 5. October 67